

Diskussion

MARTIN BROSZAT/SAUL FRIEDLÄNDER

UM DIE „HISTORISIERUNG DES NATIONALSOZIALISMUS“

Ein Briefwechsel

München, den 28. September 1987

Lieber Herr Friedländer,

anlässlich des 40. Jahrestages des Ende der NS-Herrschaft im Mai 1985 veröffentlichte ich in der Zeitschrift *Merkur* ein „Plädoyer für eine Historisierung des Nationalsozialismus“¹. Gegen Begriff und Grundgedanken dieses Historisierungs-Postulats haben Sie mehrfach in Vorträgen und Artikeln und stärker als irgendein anderer meiner Fachkollegen im In- und Ausland Bedenken vorgebracht. Ihre Besorgnisse gerieten dann außerdem in das Fahrwasser des 1986 in der Bundesrepublik entfachten „Historikerstreits“ mit seinen zum Teil ganz anderen Anlässen, Akzentsetzungen und Frontbildungen. Dieser Streit hat, nach meinem Dafürhalten, durchaus auch Positives erbracht; er war aber nicht besonders geeignet, die sachliche Erörterung dessen zu fördern, was, aus ganz unpolemischem Anlaß, ein Jahr zuvor mit meinem „Plädoyer“ gemeint war. Es blieb vielmehr nicht aus, daß dieses Beifall von der falschen Seite erhielt, und umgekehrt Bedenken auftauchten, wo vorher aufgeschlossene Zustimmung zu dem Grundgedanken vernehmbar gewesen war. Wegen solcher „Verzerrungen“ der Sachdiskussion durch den Historikerstreit habe ich, wie Sie wissen, nach reiflicher Überlegung auch eine Einladung des Fischer-Verlages zur Mitwirkung an einem Taschenbuch-Sammelband ausgeschlagen, der schon im Herbst 1987 Gelegenheit geboten hätte, zu Ihren dort veröffentlichten kritischen „Überlegungen zur Historisierung des Nationalsozialismus“², wenn auch nur in knapper Form, Stellung zu nehmen. Wenn ich davon absah, ebenso wie von einem Neuabdruck meines „Plädoyers“ in diesem Taschenbuch, so vor allem, weil ich nicht Vorspanndienste leisten wollte für eine weitere recht einseitige Kompilation von Beiträgen zu dem schon reichlich breit publizierten Historikerstreit.

¹ Wiederabgedruckt in: Nach Hitler. Der schwierige Umgang mit unserer Geschichte. Beiträge von Martin Broszat, hrsg. von Hermann Graml und Klaus-Dietmar Henke, München 1986, S. 159–173.

² Dan Diner (Hrsg.), Ist der Nationalsozialismus Geschichte? Zu Historisierung und Historikerstreit, Frankfurt 1987, S. 34–50.

Sie bedauerten das zwar, folgten aber erfreulicherweise meinem Vorschlag, das Problem außerhalb solchen Kontexts auf dem ruhigeren Forum dieser Zeitschrift „unter uns“ zu diskutieren und dafür eine Dialogform mit jeweils drei Briefen zu wählen. Wir muten den Lesern der *Vierteljahrshefte* dabei zu, auf die beiderseitigen Ausgangspunkte – mein „Plädoyer“ im *Merkur* und Ihre „Überlegungen“ in dem genannten Taschenbuch – selbst zurückzugreifen, da die von uns dort ausgebreiteten Argumente im Laufe des folgenden Briefwechsels sicher nur teilweise rekapituliert werden können. Uns selbst muten wir außerdem ein Experiment mit ungewissem Ausgang zu. Die Verabredung, die wir in bezug auf den Dialog getroffen haben, ist vorläufig nur ein Zeichen der guten Absicht, einen nicht nur polemischen, sondern auch fruchtbaren und klärenden Diskurs zu führen. Ob wir das aber und wie gut wir es vermögen, wird sich erst am Schluß zeigen und von den Lesern der Zeitschrift zu beurteilen sein.

Bei meinem ersten Einstieg in das Gespräch möchte ich mich auf drei Punkte beschränken.

1. Der von mir vorgebrachte Begriff der Historisierung des Nationalsozialismus ist, darin stimme ich Ihnen voll zu, vieldeutig und mißverständlich. In Ihrer Kritik gehen Sie im wesentlichen von seiner Mißbrauchbarkeit aus, nicht von dem, was ich als Zielsetzung und Motivation *expressis verbis* genannt habe. Für Ihre Befürchtung, mit dem Begriff der Historisierung des Nationalsozialismus sei ein gefährliches Stichwort für eine falsche Normalisierung des historischen Bewußtseins in der Bundesrepublik geliefert und der Weg zu einer moralischen Einebnung der Betrachtung der NS-Zeit beschränkt worden, habe ich keine Handhabe in meinem „Plädoyer“ geliefert. Weil Mißverständnis und Mißtrauen offenbar dennoch überwältigend sein können, möchte ich zur Eröffnung unseres Gesprächs vor allem noch einmal deutlich das Folgende herausstellen: Mein Historisierungs-Begriff war und ist eingespannt in zwei sich gegenseitig bedingende und insofern unverzichtbare Postulate. Er basiert erstens auf der Anerkennung der Notwendigkeit, daß geschichtliches Verstehen schließlich auch vor der NS-Zeit nicht haltmachen kann, sosehr die Massenverbrechen und Katastrophen, die das Regime anrichtete, zu entschiedener politisch-moralischer Verurteilung immer wieder herausfordern. Zweitens gründet mein Historisierungs-Begriff auf einem Prinzip kritischen, aufklärerischen historischen Verstehens, das – wesentlich geprägt gerade durch die Nationalsozialismus-Erfahrung und das dabei entstandene Menschenbild – sich deutlich abhebt vom Verstehens-Begriff des deutschen Historismus im 19. Jahrhundert mit seiner romantisch-idealistischen Grundlegung und dem in ihm enthaltenen einseitigen Identifikations-Muster. Für die Ambivalenz post-nationalsozialistischer Historisierung scheint mir der Begriff der historischen Einsicht treffender zu sein als der des Verstehens. Einsicht nämlich in einem doppelten Sinn, verstanden einerseits als distanzierende, analytisch zu gewinnende Erklärung und Objektivierung, andererseits aber auch als begreifende subjektive Aneignung und als Nachvollzug vergangener Taten, Betroffenen und Verfehlungen. Historische Einsicht in diesem doppelten Sinn hat ganz generell, und nicht nur in bezug auf die deutsche Geschichte der NS-Zeit, stets auch

die Aufgabe, zu verhindern, daß Geschichtsbewußtsein abermals wie im borussisch-deutschen Geschichtsdnken eines Heinrich von Treitschke zur Sakralisierung und Idealisierung brutaler Machtatsachen degenerieren kann. Eine Historisierung, die sich dieser doppelten Zielsetzung bei der Gewinnung und Vermittlung geschichtlicher Einsicht bewußt bleibt, kann gar nicht in die Gefahr geraten, die Schandtaten des Nationalsozialismus zu relativieren. Dementsprechend habe ich auch in meinem „Plädoyer“ von 1985 deutlich zu machen versucht, daß es bei der Betrachtung des Nationalsozialismus gerade darauf ankommt, die scharfe Spannung zwischen den beiden Elementen des „Einsehens“, dem Verstehen-Wollen und der kritischen Distanzierung, auszuhalten und sich weder in eine – auch moralisch allzu einfache – Pauschal-Distanzierung noch in ein amoralisches Nur-Verstehen zu flüchten.

Aus mir verborgenen Gründen hat dies alles Ihren Argwohn nicht entkräften können, mit dem Zug der Historisierung werde eine Reise angetreten, deren Endstation schließlich doch der alles verstehende und verzeihende Wertrelativismus sein könne. Gegenüber solchen Befürchtungen möchte ich einen klugen, historisch gebildeten Journalisten der *Süddeutschen Zeitung*, Hermann Rudolph, zitieren, der anlässlich des Historikerstreits vermerkte: Die Historisierung des Nationalsozialismus sei nicht nur unumgänglich, sondern auch notwendig, wenn man die ambivalenten Zusammenhänge von Zivilität und Aggressivität in der Wirkungsgeschichte des Dritten Reiches begreifen will, an denen „das nur moralisch geschärfte Urteil sich wund- oder aber leerläuft“. Daß die Einzigartigkeit des Nationalsozialismus durch solche Differenzierung auf der Strecke bleiben könnte, so Rudolph weiter, sei „so ziemlich das letzte, was zu gewärtigen ist“. Dafür habe der Nationalsozialismus schon selbst gesorgt durch das unerhörte Ausmaß seiner historisch gar nicht vergeßbaren Verbrechen und Verheerungen³.

2. Meine Polemik gegen eine mehr deklamatorische, moralisch kraftlose Pauschal-Distanzierung von der NS-Zeit hat Sie zu besonderen Bedenken und kritischen Einwänden veranlaßt. Ich möchte dazu im folgenden eine aus der Entwicklung der „Vergangenheitsbewältigung“ in der Bundesrepublik selbst hergeleitete Erläuterung geben. Nach 1945 ging es in Westdeutschland zunächst vor allem darum, eine anti-nationalsozialistische Staats- und Gesellschaftsordnung herzustellen und auf der Ebene der Verfassungs- und Normen-Diskussion zu rechtsstaatlich-humanitären Werten zurückzukehren. Diese Normenerneuerung und die damit zusammenhängende Notwendigkeit scharfer verbaler Abkehr von der NS-Zeit waren um so unumgänglicher, als und obwohl man damals, in der Adenauer-Zeit, gerade nicht in genügendem Maße willens oder in der Lage war, in den zahlreichen konkreten Fällen individueller Verstrickung in das Unrechtsregime des Nationalsozialismus eine moralisch überzeugende Position unnachgiebiger Verurteilung einzunehmen und eine ins einzelne gehende Auseinandersetzung mit dieser Vergangenheit zu führen. Mit anderen Worten: die offizielle Pauschal-Distanzierung von der NS-Vergangenheit, so wichtig sie für die neue Normensetzung war, kompensierte und verdeckte

³ Hermann Rudolph, *Falsche Fronten?*, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 4./5. 10. 1986.

doch zugleich die unterbliebene oder zu kurz gekommene Untersuchung und Ahndung der konkreten Anteile individueller Schuld und Mitverantwortung. Man verwarf die NS-Vergangenheit generell und deklamatorisch, auch weil es sehr mißlich war, sie genauer und im einzelnen abzuwägen. Dem entsprach in der Zeitgeschichtsschreibung der fünfziger und sechziger Jahre der Vorrang einer dämonologischen Deutung des Nationalsozialismus, die mehr auf distanzierende Beschwörung als auf historische Erklärung aus war. In der unmittelbaren Nachkriegszeit gab es für diese deklamatorische Pauschaldistanzierung manche triftigen politischen und psychologischen Gründe. Diese verloren aber im Verlauf der Stabilisierung der demokratischen Ordnung der Bundesrepublik erheblich an Gewicht. Heute, wo nicht mehr die vor 1945 schon erwachsen gewordenen Zeitgenossen des Nationalsozialismus die Geschichtswissenschaft und das Geschichtsstudium repräsentieren, sondern meist schon ihre Enkel, besteht für die Generalquarantäne kein hinlänglicher Grund mehr – übrigens auch kein sehr großes Bedürfnis mehr nach Anklage und Verurteilung, schon weil es kaum noch jemanden gibt, den man mit Fug und Recht als unmittelbar verantwortlich anklagen kann, und auch weil die ehemaligen Frontlinien unterschiedlicher Betroffenheit vom Nationalsozialismus in der Gesellschaft der Bundesrepublik inzwischen stark verblaßt sind. Um so stärker geworden ist, zumal bei den Jüngeren, das Begreifenwollen dieser Vergangenheit, mit der auch sie immer wieder konfrontiert werden als mit einer besonderen, für sie aber nur noch intellektuell und geschichtlich erfahrbaren Hypothek. Das bedeutet, ich wiederhole es nochmals, keineswegs, daß die moralische Bewertung und Verurteilung der Verbrechen und Versäumnisse der NS-Zeit vergeht, wohl aber, daß sie durch gewissenhafte historische Erkundung vermittelt werden und dem rationalen Begreifen dieser Vergangenheit standhalten muß. Geht man von diesen Bedürfnissen und zwangsläufig veränderten Perzeptionen der jüngeren Generation der Deutschen aus, dann handelt es sich schon lange nicht mehr darum, eine Historisierung der NS-Zeit nur als wünschbar hinzustellen, sondern nur noch darum, die Unvermeidlichkeit dieser längst im Gange befindlichen Historisierung bewußt zu machen.

3. Solche deutsch-zentrische Sicht genügt freilich allein nicht. In meinem „Plädoyer“ habe ich zumindest versucht klarzumachen, daß die Geschichte der NS-Zeit längst nicht allein von deutschen Historikern bestimmt werden kann. Zur Besonderheit dieser Periode gehört vielmehr gerade, daß infolge der unermesslichen Verfolgung von Millionen von Menschen nichtdeutscher Nationalität auch jeglicher exklusiver Anspruch auf deutsche Geschichtsdeutung in bezug auf diese Periode verspielt wurde. Jeder deutsche Historiker tut gut daran, sich dies mit allen Konsequenzen bewußt zu halten. Und in dem Maße, in dem die Geschichte des Nationalsozialismus ein zentrales Kapitel der historischen Erfahrung der durch das NS-Regime Verfolgten aller Länder und Nationen darstellt, ist diese Zeit für diese Menschen und ihre Hinterbliebenen noch längst nicht historisch tote Vergangenheit. Es ist ebenso absurd wie anmaßend, das Absinken der Erinnerung in solche tote Historizität von deutscher Seite aus einfordern zu wollen. Zur Besonderheit auch der wissenschaftlichen Erkundung dieser Vergangenheit gehört das Wissen darum, daß sie

noch besetzt ist mit vielerlei Monumenten trauernder und auch anklagender Erinnerung, besetzt von den schmerzlichen Empfindungen vieler vor allem auch jüdischer Menschen, die auf einer mythischen Form dieses Erinnerns beharren. Deutsche Historiker und Geschichtsstudenten, das möchte ich meinem „Plädoyer“ *expressis verbis* hinzufügen, müssen verstehen, daß es von Opfern der NS-Verfolgung und ihren Hinterbliebenen sogar als eine Einbuße ihres Anrechts auf ihre Form der Erinnerung empfunden werden kann, wenn eine nur noch wissenschaftlich operierende Zeitgeschichtsforschung mit akademischer Arroganz das Frage- und Begriffsmonopol in bezug auf die NS-Zeit beansprucht. Der Respekt vor den Opfern der Nazi-verbrechen gebietet, dieser mythischen Erinnerung Raum zu lassen. Hier gibt es auch kein Vorrecht der einen oder anderen Seite. Ob das Nebeneinander von wissenschaftlicher Einsicht und mythischer Erinnerung eine fruchtbare Spannung darstellt, hängt allerdings auch davon ab, ob letztere eigenständige Wahrheiten und produktive Bilder zu vermitteln vermag oder ob sie nur aufbaut auf einer mit der Zeit eingetretenen Vergrößerung des Historischen, auf dem Vergessen der den Zeitgenossen noch vertrauten Einzelheiten und Imponderabilien der Geschichte. Zu den Problemen einer auf mehr rationales Begreifen ausgehenden jüngeren deutschen Historikergeneration gehört sicher auch, daß sie es mit einer solchen gegenläufigen, geschichtsvergrößernden Erinnerung unter den Geschädigten und Verfolgten des NS-Regimes und ihren Nachkommen zu tun hat.

In Ihrer Essay-Sammlung „Kitsch und Tod“⁴ haben Sie sich mit mancherlei literarischen Formen auseinandergesetzt, in die solche mythische Erinnerung umgesetzt wurde. Dabei kam vielleicht zu kurz, was mir in diesem Zusammenhang doch sehr wichtig erscheint, daß manche solcher literarischen, mythischen Bilder der NS-Erfahrung auf ihre eigene, nicht-wissenschaftliche Weise Einsichten vermitteln, die in bestem Sinne „intelligent“ sind und sich deshalb durchaus vereinbaren lassen auch mit dem zunehmenden Bedürfnis nach besserem wissenschaftlichen Begreifen dieser Vergangenheit.

Mit den besten Grüßen
Ihr
Martin Broszat

*

⁴ Saul Friedländer, *Kitsch und Tod. Der Widerschein des Nationalsozialismus*, München 1984.

Tel Aviv, den 6. Oktober 1987*

Lieber Herr Broszat,

die Form dieses Briefwechsels ist sicher der angemessenste Rahmen für die gedankliche Klärung einiger der in Ihrem „Plädoyer“ (wie in einigen Ihrer früheren Artikel) umrissenen Themen und zur Erläuterung einiger der kritischen Bemerkungen, die ich dazu in meinen „Überlegungen“ gemacht habe. Ich danke Ihnen für diesen Vorschlag und den Herausgebern der *Vierteljahrshefte*, daß sie ihn akzeptiert haben.

Aus Ihrem Beitrag zur Eröffnung unserer Diskussion könnte man den Eindruck gewinnen, meine Kritik an Ihrem Text sei schärfer und weniger hypothetisch gewesen, als dies tatsächlich der Fall war. Aber wir scheinen in der Beurteilung dessen übereinzustimmen, was einen Teil dieser Kritik erklärt, nämlich, daß der Begriff der Historisierung, wie Sie ihn in dem „Plädoyer“ verwenden, vieldeutig und mißverständlich ist und deshalb zu mancher falschen Auffassung und zu manchem Mißbrauch, vor allem auch im Rahmen des Historikerstreits, geführt hat. Einige Schwierigkeiten scheinen jedoch auch in dem Begriff selbst zu liegen. Wie auch immer: Ihr Eröffnungsbeitrag stellt einige Hauptprobleme in den Mittelpunkt, und er bringt zumindest ein entscheidendes neues Thema zur Sprache, das möglicherweise am allerwichtigsten ist.

1. Die historischen Gründe der Pauschaldistanzierung von der NS-Zeit in der westdeutschen Nachkriegssituation sind mir klar. Aber in unserer Diskussion geht es nicht um diese allgemeinen Bedingungen, sondern um die Geschichtswissenschaft. Mein Eindruck war, daß seit Mitte der fünfziger Jahre – man könnte hier K. D. Brachers „Auflösung der Weimarer Republik“ als einen symbolischen Ausgangspunkt ansehen – sowohl die westdeutsche Geschichtswissenschaft wie überhaupt die geschichtliche Darstellung der NS-Zeit alles in allem eine nüchtern distanzierte, nicht moralisierende Haltung an den Tag legte. In bezug auf die Genauigkeit und Ausführlichkeit der Untersuchung war diese Geschichtsschreibung sicherlich genauso wissenschaftlich wie in bezug auf irgendeine andere Periode. Nehmen Sie die Bedeutung Ihrer eigenen Arbeiten oder der von Hans Mommsen als Beispiel. Tausende von Studien haben alle möglichen Themen von allen möglichen Aspekten her behandelt. Ich sehe hier tatsächlich nirgendwo „Moralismus“ oder eine „durchgängige Blockade“, die die normale Entwicklung wissenschaftlicher Untersuchungen behindert hätte. Die Alltagsgeschichte der NS-Zeit mag aus theoretischen Gründen kritisiert worden sein, das hat aber nicht verhindert, daß sie zu einem blühenden Felde wurde.

Sie haben möglicherweise recht, wenn Sie in Ihren Arbeiten die „monumentalistische“ Sicht des Widerstands kritisieren, wenn Sie auf das große Ausmaß des „Durcheinanders“ oder auch der Normalität in vielen Lebensbereichen der NS-Zeit hinweisen, oder wenn Sie betonen, daß es in der Haltung verschiedener Gruppen von Nazis und Nichtnazis nicht nur klare Unterschiede, sondern auch große Ähnlichkeiten gegeben hat. Sie fordern eine größere Berücksichtigung der Komplexität

* Saul Friedländers Briefe wurden aus dem Englischen übersetzt.

und Ambivalenz, aber auch hier wird man nicht sagen können, daß sich die Historiker während der letzten 25 oder 30 Jahre dieser Komplexität des allgemeinen Bildes nicht bewußt gewesen wären, obwohl der Prozeß der Differenzierung natürlich weitergehen wird, solange wie die Geschichtswissenschaft selbst weitergeht. Schon vor 20 Jahren brachte ich selbst eine Biographie Kurt Gersteins heraus, in der die Ambivalenz individueller Positionen und Funktionen sogar innerhalb der SS – oder sogar innerhalb der Vernichtungsmaschinerie – den Kern meiner Argumentation ausmachte⁵.

Da aber all dies wohlbekannt ist, stellt sich doch die Frage, welche „Blockade“ das „Plädoyer“ eigentlich aufzuheben suchte, welche verschlossene Tür es zu öffnen wünschte. Und da einige Ihrer Artikel aus den Jahren 1983 und 1985 doch irgendwie für die massive Änderung der historischen Betrachtung der NS-Zeit zu plädieren scheinen, stellt sich die Frage, welche Begrenzungen Sie durchbrechen wollen. Manchmal drücken Sie Ihre Zielsetzung in allgemeinen Wendungen aus, aber diese hinterlassen Unsicherheit über das, was damit gemeint ist. So beschließen Sie zum Beispiel Ihren Artikel „Literatur und NS-Vergangenheit“ von 1983 mit folgenden Bemerkungen: „Unsere Besinnung auf diese Zeit aus der langen Distanz von fünfzig Jahren sollte uns endlich auch freier machen von der falschen Vorstellung einer übermächtigen negativen Zentralstellung des Nationalsozialismus in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts.“⁶ Sie werden verstehen, für diejenigen, die die fort-dauernde Debatte über den „Sonderweg“ miterleben und sehen, wie der Platz der NS-Zeit in der deutschen Geschichte Gegenstand höchst verschiedenartiger und unverblümter Auffassungen ist, klingt ein solcher Ruf mit dem Wort „endlich“ verwirrend. Kurzum: Wie soll man das „Plädoyer“ in bezug auf die geschichtswissenschaftliche Arbeit der vergangenen Jahrzehnte verstehen? Warum ein „Plädoyer“? Wo ist die „Blockade“?

Die Diskrepanz zwischen dem allgemeinen Zustand der Geschichtsschreibung über die Epoche des Nationalsozialismus und dem Ton der Dringlichkeit Ihres „Plädoyers“ kann den Eindruck erwecken, es gehe um eine sehr bedeutsame Veränderung des Gesamtbildes dieser Epoche, etwa in Richtung auf einige der Punkte, die ich in meinen „Überlegungen“ herauszustellen versucht habe: Relativierung der Bedeutung der politischen Sphäre, Abbau der Distanzierung, historische Beurteilung der NS-Zeit, als sei sie so entfernt wie das Frankreich des 16. Jahrhunderts.

2. Im Rahmen Ihrer theoretischen Erörterung schreiben Sie, historisches „Verstehen“ dürfe „schließlich auch vor der NS-Zeit nicht haltmachen“. Als mögliche Form empfehlen Sie „kritisches Verstehen“, womit Sie, wenn ich Sie richtig verstehe, eine balancierte „historische Einsicht“ meinen, gegründet auf der ständigen Interaktion von „Verstehen“ und „kritischem Beurteilen“. Die Frage ist: Was bedeutet das konkret?

⁵ Saul Friedländer, Kurt Gerstein oder die Zwiespältigkeit des Guten, Gütersloh 1968 (frz. Originalausgabe Paris 1967).

⁶ Broszat, Nach Hitler, S. 130.

Das vordringliche Problem ist das der Grenzen. Auf rein theoretischer Basis ist nichts Vernünftiges gegen Ihre Bestrebungen einzuwenden, aber in der Praxis mögen Sie sehr wohl auf die Schwierigkeit stoßen, auf die ich in meinen „Überlegungen“ hinwies. Wir beide zitieren zustimmend Hermann Rudolphs Artikel „Falsche Fronten?“, der in der Tat zu den originelleren Beiträgen im Rahmen des Historikerstreits zählt. Aber was ist Rudolphs konkreter Punkt, auf den es hier ankommt? Historisierung, wie Sie sie verfolgen, sei notwendig, sagt er. Aber man kann diese nicht befürworten, wie Habermas es tut, und zur selben Zeit in vehementer Weise Andreas Hillgrubers Position in „Zweierlei Untergang“ angreifen: „Man kann diesen Prozeß der Differenzierung nicht vorantreiben“, schreibt Rudolph, „und zugleich den Blick zurück in Abscheu unbefangen behalten.“ Hier liegt in der Tat Ihr eigentliches Dilemma: Wo ist die Grenze des „Verstehens“? Wo kommt die kritische Distanz ins Spiel? Es gibt keine Schwierigkeit, sofern es um die offensichtlich kriminellen Bereiche der NS-Zeit geht. Aber was ist mit den Wehrmachtseinheiten, die 1944/45 die Ostfront hielten? Ich möchte nicht alle Widersprüchlichkeiten ausmalen, in welche dieses nun schon notorische Beispiel im Lichte Ihrer theoretischen Prämissen führen kann. Aber es wäre sehr hilfreich, wenn Sie bereit wären, hierzu Ihre Meinung zu sagen, da es fast so etwas wie ein Lackmus-Test für die Anwendbarkeit der erweiterten „historischen Einsicht“ ist, die Sie offenbar im Sinne haben.

3. Ich frage mich freilich, ob einer der Hauptgründe Ihres „Plädoyers“ – und insofern auch eine Antwort auf meine bevorstehenden Fragen – nicht im dritten und letzten Teil Ihres Beitrags zu finden ist. Ich meine die Vorstellung von der Besetzung der historischen Bilder der NS-Zeit durch die Opfer des NS-Regimes, was sehr wohl ein Hauptgrund für die Kritik an der Moralisierung dieser Vergangenheitsverarbeitung sein könnte. Hier geht es um ein gewichtiges Problem, mit dem es die Historie, Sie sagen: die „deutsche Historie“, zu tun hat. Sie bekunden Respekt für das, was Sie als die besondere Erinnerung der „Opfer“ des NS-Regimes ansehen, aber Sie nennen es eine mythische Erinnerung, und Sie folgern daraus: „Zu den Problemen einer auf mehr rationales Begreifen ausgehenden jüngeren deutschen Historikergeneration gehört sicher auch, daß sie es mit einer solchen gegenläufigen, geschichtsvergrößernden Erinnerung unter den Geschädigten und Verfolgten des NS-Regimes und ihren Nachkommen zu tun hat.“

Ich nehme zunächst einmal an, daß wir hier nicht von populären Geschichtsbildern sprechen, sondern vom Werk der Historiker. In dem „Plädoyer“ erwähnen Sie, daß die Geschichte der NS-Zeit nach dem Krieg im wesentlichen von Historikern geschrieben worden ist, die aus politischen oder rassischen Gründen gezwungen gewesen waren, Deutschland zu verlassen, oder die gegenüber dem Nazismus eine sehr kritische Haltung eingenommen hatten. Das beeinflusste gewiß das Bild, das sie von dieser Zeit hatten. Was Sie hier implizieren, ist: Die Opfer oder ihre Nachkommen setzen sogar noch nach vier Jahrzehnten diese Art der nicht-wissenschaftlichen, der mythischen Schwarz-Weiß-Erinnerung fort und erzeugen damit tatsächlich jenes Problem, auf das Sie anspielen.

Dieses Thema wird, denke ich, in unserer Debatte eine zentrale Rolle spielen. Es

ist bisher noch nicht offen behandelt worden, aber es ist wichtig, daß es an die Oberfläche kommt und geklärt wird. Ich will deshalb versuchen, Ihr Argument so gut wie möglich zu verstehen, und Sie zunächst einmal fragen, wer denn, genau gesprochen, die Historiker sind, die zur Kategorie der Träger einer „mythischen“ Erinnerung gehören.

Ich nehme an, daß die jüdischen Opfer (und ihre Nachkommen) die wesentlichste Kategorie sind, die Sie meinen. Es wäre aber immerhin nützlich zu wissen, ob zum Beispiel nichtjüdische französische Historiker, sagen wir aus Familien, die in die Résistance verwickelt waren – oder überhaupt französische Historiker, um neben vielen anderen nur diese herauszugreifen –, in Ihre Kategorie eingeschlossen sind. Und wenn Sie die Kategorie auf die Juden beschränken, wer ist dann eingeschlossen? Nur die direkten Opfer der Nazis und ihre Nachkommen oder alle Juden? Sie sprachen einst Ihre Bewunderung aus für solche Pioniere der Analyse des Nationalsozialismus wie Ernst Fraenkel, Franz Neumann und Hannah Arendt, die alle jüdische Emigranten waren: Sind sie im Rückblick in Ihre Kategorie einzubeziehen? Und wie steht es mit jüdischen Historikern, die später zu Sichtweisen gelangten, welche Ihrer eigenen Interpretation des Dritten Reiches entsprechen?

Ein zweiter Aspekt des Themas scheint mir auf den ersten Blick ebenso wichtig wie der vorgenannte. Sie stellen dem rationalen Diskurs der deutschen Geschichtswissenschaft die mythische Erinnerung der Opfer gegenüber. Sie erwähnen jüngere deutsche Historiker als die natürlichen Träger dieses rationalen Diskurses. Aber einige dieser jüngeren Historiker gehören gerade zu denjenigen, die besonders sensibel auf die durch die Geschichte des Dritten Reiches aufgeworfenen moralischen Fragen reagieren. Warum überhaupt die Bezugnahme auf die jüngeren Historiker? Die jüngsten Debatten sind von einer großen Mehrheit derjenigen Historiker geführt worden, die auf deutscher Seite mindestens zur HJ-Generation gehören, manchmal auch zu Familien, die in dieser Zeit belastet waren, etc. Mißverstehen Sie mich nicht: Ich vermag mich gut in solche schwierigen Lagen einzufühlen, aber würden Sie mir nicht zustimmen, daß dieser deutsche Hintergrund bei der Darstellung der NS-Zeit ebenso viele Probleme bereitet wie in anderer Weise jener der Opfer? Dieser Punkt, den Sie vernachlässigt haben, war ein entscheidendes Argument in meinen „Überlegungen“. Erlauben Sie mir einige Worte aus diesem Text zu zitieren: „Diese Vergangenheit ist immer noch viel zu gegenwärtig, als daß es den heute tätigen Historikern – seien es Deutsche oder Juden, Zeitgenossen der Nazizeit oder Angehörige der zweiten oder vielleicht der dritten Generation – ein Leichtes wäre, sich ihrer Voreingenommenheiten oder a priori-Positionen bewußt zu werden.“ Aber wenn man die Dinge aus Ihrer Sicht sieht: Warum sollen Ihrer Meinung nach Historiker, die zur Gruppe der Verfolger gehören, fähig sein, distanziert mit dieser Vergangenheit umzugehen, während die zur Gruppe der Opfer gehörenden das nicht können?

Das sind nur einige erste Fragen. Zum Problem des historischen Ortes der „Endlösung“ (als einer paradigmatischen Illustration des kriminellen Bereichs der Nazizeit) innerhalb des Gesamtbildes dieser Zeit, wenn diese nicht „übermächtig nega-

tiv“ sein soll, sollten wir, so scheint mir, in der nächsten Runde unseres Gedankenaustausches zurückkommen.

Mit den besten Grüßen
Ihr
Saul Friedländer

*

München, den 26. Oktober 1987

Lieber Herr Friedländer,

Ihre Einwände liefern reichlich Stoff für unseren weiteren Gedankenaustausch. Sie zeigen natürlich auch die ganzen Schwierigkeiten eines deutsch-jüdischen Gesprächs über die Darstellung und Erinnerung der NS-Vergangenheit. Sie äußerten vor einiger Zeit die Befürchtung, die verstärkte Rückwendung auf die jeweils eigenen geschichtlichen Erfahrungen und Betroffenheiten bei Deutschen und Juden könnte die Schere einer gegensätzlichen Darstellung dieser Zeit stärker öffnen als je zuvor. Diese Gefahr besteht sicher, und auf einige Aspekte, die dabei auch mich beunruhigen, will ich im folgenden zu sprechen kommen. Aber vielleicht sollte man die Situation auch mit einer gewissen Zuversicht sehen. Angesichts der Lebhaftigkeit der Kontroversen, aber doch auch des neuen Nachdenkens, das, so scheint mir, durch Ereignisse wie den Historikerstreit in Gang gekommen ist, frage ich mich, ob sich hier nicht auch neue Möglichkeiten des bisher versäumten deutsch-jüdischen Gesprächs anbahnen.

Hat dieses Gespräch, das Gershom Scholem schon vor 25 Jahren als einen bloßen Mythos bezeichnete⁷, als ein öffentliches Ereignis bisher überhaupt stattgefunden? Gilt für dieses „Gespräch“ in bezug auf die deutsche Seite nicht im wesentlichen das gleiche, was ich auch der eigenen deutschen öffentlichen Vergangenheitsbewältigung angekreidet habe: daß sie trotz aller Meriten bei der Setzung des politisch-moralisch grundsätzlich richtigen Tones doch seit geraumer Zeit im Deklamatorischen steckengeblieben ist, ohne Kraft und Phantasie zu auch moralisch neu bewegender historischer Besinnung? Sind bei den deutsch-jüdischen Zeitgeschichts-Diskussionen, die es in Israel, in der Bundesrepublik und anderswo immerhin seit zwei Jahrzehnten in stärkerem Maße gegeben hat, nicht viele der besonders heiklen, am meisten gegensätzlichen Empfindungen und Erinnerungen bewußt oder unbewußt ausgespart worden, weil man sonst zu gar keinem Gesprächskontakt gekommen wäre? Und ist es deshalb wirklich verwunderlich, wenn jetzt, nachdem, aus

⁷ Gershom Scholem, Wider den Mythos vom deutsch-jüdischen Gespräch, in: ders., *Judaica II*, Frankfurt 1970, S.7ff.

welchen Gründen auch immer, auf beiden Seiten das Bedürfnis stärker geworden ist, solche Erinnerungsbestände mit größerer Offenheit zur Sprache zu bringen, dies nun natürlich, weil ungetübt und unerprobt, auch mit allen möglichen Ungeschicklichkeiten, wechselseitigen Verletzungen und empfindlichen Gegenreaktionen einhergeht? Ich möchte das nicht einfach als Grund zur Entmutigung ansehen. Nehmen Sie diese – hypothetische – Überlegung auch als erste Antwort auf Ihre besonders pressenden Fragen im Schlußteil Ihres Beitrags. Ich will auf Ihre wichtigen Einwände im folgenden nicht punktuell nacheinander eingehen, sondern wiederum versuchen, meine Stellungnahme zu einigen größeren Komplexen zu bündeln.

Ein Grundmißverständnis des Begriffs von Historisierung, wie ich ihn vorgebracht habe, ist die Annahme, es gehe dabei um eine bewußte oder fahrlässig bewirkte – *Revision* der in der Geschichtswissenschaft der Bundesrepublik mit fast ausnahmsloser Übereinstimmung seit langem fest etablierten klaren Be- und Verurteilung der historisch inzwischen in großer Breite erforschten und dokumentierten freiheitsfeindlichen, rechtsbrecherischen, inhumanen und kriminellen Züge und Maßnahmen des NS-Regimes. Das gilt grundsätzlich auch für Ernst Nolte. Die Bewußtmachung des ja faktisch schon lange im Gange befindlichen Prozesses der Historisierung bzw. das Plädoyer für mehr Historisierung der NS-Zeit zielt vielmehr ab auf eine sinnvolle *Weiterführung*, auf eine neue Stufe der „Verarbeitung“ der NS-Vergangenheit (in der Geschichtswissenschaft wie in der öffentlichen Diskussion) auf der *Basis* dieser fest etablierten Bewertung ihres politisch-moralischen Grundcharakters. Dieses Plädoyer geht davon aus, daß trotz der von Ihnen genannten kolossalen Verbreiterung der historischen Einzelforschung über die NS-Zeit deren Gesamtbild, wie es sich im öffentlichen Bewußtsein und auch in historiographischen Gesamtdarstellungen zeigt, gerade wegen der „pflichtgemäßen“ und vorrangigen Abhebung auf die weltanschaulich-politischen Grundzüge merkwürdig wesenlos geblieben ist, oft mehr Schwarz-Weiß-Konstrukt aus der Retrospektive als genetisch entfaltete multidimensionale Geschichte, bevölkert weniger mit plastischen, psychologisch stimmigen Figuren als mit Typen und Stereotypen aus dem politikwissenschaftlichen Begriffs-Vokabular, präsentiert mehr durch einen moralisch-didaktischen Kommentar als durch einen historischen Bericht, formuliert in mehr oder weniger pathetischen oder dozierenden Worten von Historikern, deren Verlegenheit der Geschichte des Nationalsozialismus gegenüber sich auch darin äußert, daß sie ihr das eigentliche Transportmittel geschichtlicher Darstellung, die erzählerische Sprache, vorenthalten. Entschlackung und Auflösung solcher Stereotypen, Verlegenheiten und Pauschalierungen ist wesentlich gemeint mit Historisierung. Sie bedeutet keine Aufweichung der politisch-moralischen Beurteilung des Unrechtscharakters der NS-Herrschaft, wenn sie auch die Pluralität von historischen Handlungslinien und historischen Subjekten, die sich nicht alle dem politischen System und der Weltanschauung des NS unterordnen lassen, herausarbeiten muß. In diesem Sinne habe ich, und zwar konkret in einer eher beiläufigen Betrachtung über die Literatur in der NS-Zeit (1983), von der „endlich“ zu überwindenden

falschen Vorstellung „einer übermächtigen negativen Zentralstellung des Nationalsozialismus“ auf allen Lebensgebieten der NS-Zeit gesprochen. Sie setzen dieses herausgegriffene Zitat leider in einen anderen Kontext und geben ihm dadurch eine irreführende Bedeutung.

Aber auch in der eben genannten Sache bestehen offensichtlich Auffassungsunterschiede zwischen uns. Sie schreiben in Ihren „Überlegungen“: Weil der Nazismus in seinem Kern verbrecherisch gewesen sei, seien auch die nur wenig von ihm affizierten institutionellen und gesellschaftlichen Bereiche (Industrie, Bürokratie, Wehrmacht, Kirchen u. a.) primär unter dem Gesichtspunkt zu sehen, ob und wodurch sie der Erhaltung dieser Herrschaft gedient hätten; „sogar Nichtbeteiligung, Passivität als solche [seien] schon systemstabilisierend“ gewesen⁸. Aus der Perspektive der Opfer nationalsozialistischer Verfolgung und speziell der jüdischen Erfahrungen mit der großen Zahl der „bystander“, die dem Regime bei seinen Verfolgungsmaßnahmen *nicht* in den Arm fielen, ist dieser Standpunkt gewiß verständlich. Absolut gesetzt, würde er aber wesentliche Zugänge der geschichtlichen Erkenntnis versperren und auch der historischen Gerechtigkeit kaum Genüge tun.

Ähnliches empfinde ich bei Ihren starken Bedenken gegen fast alle neueren Perspektiven der historischen Darstellung der NS-Zeit, zum Beispiel der alltagsgeschichtlichen oder der sozialgeschichtlichen Betrachtung, insbesondere sofern diese die politische Sphäre und die politische Systemperiode 1933–1945 überschreiten. Sie sehen hierin – allzu engherzig wie mir scheint – nur oder primär Ablenkung vom politisch-weltanschaulichen Kern des Geschehens. Sie berücksichtigen dabei meines Erachtens zu wenig, daß durch solche anderen Gesichtspunkte vieles am Zustandekommen des NS-Herrschaft überhaupt erst erklärbar, viele Schubkräfte außerhalb der Ideologie und Politik erst sichtbar gemacht werden können. Das Urteil über die NS-Verbrechen wird dadurch in keiner Weise verändert, aber es wird doch besser verständlich, warum so große Teile einer zivilisierten Nation irrtümlicherweise in so starkem Maße dem Nationalsozialismus und Hitler verfielen. Historisierung in diesem Sinne heißt vor allem auch, etwas von der Sperre beseitigen, die diese Geschichte als eine ganz und gar fremde und befremdliche erscheinen läßt.

Mit Recht hat Christian Meier kürzlich auf diesen Punkt hingewiesen. Nicht nur die Deutschen in der DDR, sondern auch die Deutschen in der Bundesrepublik, die doch staatsrechtlich die Nachfolge des Deutschen Reiches beanspruchen, wollten historisch diese Nachfolge lange Zeit gar nicht antreten, sondern gewöhnten sich an, die deutsche Geschichte vor 1945 distanzierend wie die Geschichte eines fremden Volkes darzustellen. Wir schrieben diese Geschichte nur noch in der dritten Person, nicht mehr in der Wir-Form, und ließen dadurch auch das Gefühl vermissen, daß in dieser Geschichte „unsere Sache“ verhandelt wird⁹. Historisierung, die dazu beitragen will, diese Sperre aufzuheben, ist nicht ein Ablegen der NS-Zeit in ein

⁸ Friedländer, Überlegungen, in: Diner (Hrsg.), S. 42.

⁹ Christian Meier, 40 Jahre nach Auschwitz. Deutsche Geschichtserinnerung heute, München 1987, S. 42 ff.

Fach für tote Geschichte, sie will vielmehr eine Voraussetzung dafür schaffen, daß auch dieses zutiefst verderbte Kapitel der deutschen Geschichte überhaupt wieder als ein Stück der eigenen Geschichte integrierbar wird.

Am wenigsten verstehe ich Ihre Kritik an der Intention und der Art von Alltagsgeschichte der NS-Zeit, wie wir sie im Institut für Zeitgeschichte im Rahmen des langjährigen Bayern-Projekts seit Mitte der 70er Jahre versucht haben. Ging es doch hier um eine Nachholarbeit des Verstehbarmachens und der Verlebendigung historischer Erinnerungen, die das Politisch-Moralische gerade nicht ausblendete, sondern durch Konkretisierung neu zu begründen suchte. Das geschah zum Beispiel, wenn durch die eingängige Darstellung eines bestimmten lokalen Notstandsmilieus auch die Motive irrender kleiner Nazianhänger verstehbar gemacht und damit der Begriff „Nazi“ seines bloßen Schlagwortcharakters entkleidet wurde. Es geschah auf andere Weise, wenn mit der plastischen Porträtierung von Personen und Fällen des tapferen kleinen Widerstands dem überhöhten Begriff des prinzipiellen Widerstands historische Wirklichkeitstreue zurückgegeben und dem Leser dadurch auch ein neuer Zugang zu dem Thema sowohl auf dem Wege des Verstehens wie des moralischen Nachvollzugs eröffnet wurde. Es geschah wiederum auf andere Weise, wenn die in der Darstellung der NS-Judenverfolgung oft zu bloßen Schemen degradierten „Objekte“ dieser Verfolgung, die Juden, in ihrer konkreten lokalen und sozialen Umgebung Gestalt gewannen und auch die unter den Bedingungen der NS-Herrschaft so stark vergiftete Beziehung zwischen Deutschen und Juden an konkreten Fällen exemplarisch sichtbar gemacht werden konnte. Gerade zu der moralisch zentralen Frage, welche Mitbeteiligung an der mörderischen Judenverfolgung des NS-Regimes und welche Mitschuld, auch durch Unterlassung von Hilfe und Anteilnahme, der Mehrheit unseres Volkes anzulasten ist, haben lokal- und alltagsgeschichtliche Dokumentationen und Untersuchungen wie die des Bayern-Projekts eine Menge bisher unbekannter Fakten überhaupt erst zutage gefördert.

Es genügt nicht, daß die Darstellung der NS-Zeit die nachträglich richtige moralische Einstellung ihrer mehr oder weniger selbstgefälligen Autoren zum Ausdruck bringt. So gewiß Geschichte „nicht ohne die Unterscheidung des Guten und Bösen“ auskommen kann – darauf hat Dolf Sternberger in einer gedankenreichen Nachbetrachtung zum Historikerstreit vor kurzem hingewiesen –, so gewiß kann sie auch nicht auskommen „ohne teilnehmendes Interesse“¹⁰.

Zum Schluß möchte ich noch einmal auf das Problem deutscher und jüdischer Geschichtserinnerung und, auf Ihre besondere Anregung hin, auf den Stellenwert von Auschwitz in dieser Geschichtserinnerung zu sprechen kommen. Ich habe doch deutlich gemacht, daß ich mit „mythischer Erinnerung“ gerade eine Form des Erinnerns außerhalb der (deutschen und jüdischen) Geschichtswissenschaft, aber auch keineswegs nur einfach das negative Gegenteil von Wissenschaftlichkeit meine, nicht nur einfach falsche oder vergrößerte Geschichtserinnerung. Gerade gegenüber dem

¹⁰ Dolf Sternberger, Unzusammenhängende Notizen über Geschichte, in: Merkur 41 (1987), S.733–748, hier S.748.

so unsagbaren Geschehen des Holocaust ist vielen Juden das ritualisierte, mit anderen Beständen jüdischer weltgeschichtlicher Grunderfahrung verwobene quasi-geschichtstheologische Eingedenk-Sein neben der bloßen dünnen historischen Faktenrekonstruktion wahrscheinlich unverzichtbar, weil anders die Unermesslichkeit von Auschwitz gar nicht eingeholt werden kann. Es ertübrigt sich deshalb wohl eine Beantwortung der weiteren, sehr künstlichen Fragen nach meiner von Ihnen gemutmaßten Klassifikation von solchen und solchen (jüdischen und deutschen) Historikern. Daß solchen großen emigrierten deutsch-jüdischen Gelehrten wie Hannah Arendt, Franz Neumann und Ernst Fraenkel bahnbrechende Einsichten in das Wesen des Nationalsozialismus, zum Teil auch gerade aus längerfristiger historischer Perspektive, gelangen, an deren Bedeutung die deutsche Zeitgeschichtsforschung in der Bundesrepublik bestenfalls 15 bis 20 Jahre später anknüpfen konnte, ist doch wohl unser beider gemeinsame Auffassung.

Ein schwieriges Problem, das möglicherweise im Zentrum unseres Auffassungsunterschieds steht, aber nicht unbedingt eine Trennungslinie in der Perspektive jüdischer und deutscher Historiker sein muß, sehe ich darin, daß die Größe und Singularität des grauenhaften Geschehens der Judenvernichtung nicht nur nach mythischer Sinngebung drängt, sondern auch zu einer retrospektiven Konstruktion vergleichbar großer, teuflischer Verursachung in der historischen Darstellung. Dieses Bedürfnis ist deshalb auch immer wieder in Konflikt geraten mit der politikwissenschaftlichen Entdeckung der „Banalität des Bösen“ durch Hannah Arendt oder mit sonstigen historischen Darlegungen, die zeigen, daß die Größe dieses Verbrechens sich aus einer Vielzahl oft sehr kleiner Ursachen und individuell oft nur geringfügiger Schuldanteile zusammengesetzt hat. Im singulären Ereignis von Auschwitz ist ein Punkt erreicht, wo die wissenschaftliche Versteh- und Erklärbarkeit dem epochalen Bedeutungsgehalt zweifellos ohnmächtig hinterherhinkt. Mit Recht ist deswegen nicht nur von jüdischer Seite Auschwitz im nachhinein immer wieder als Zentralereignis der NS-Zeit empfunden worden. Auschwitz spielt deshalb auch, wie sich leicht nachweisen läßt, in der bundesdeutschen zeitgeschichtlichen Vermittlung der NS-Zeit, zum Beispiel in den Schulbüchern, eine zentrale Rolle, und angesichts der besonders intensiven jüdischen Erinnerung an den Holocaust kann es sehr wohl sein, daß er in der Erinnerung der Welt andere Taten und Untaten des Dritten Reiches mehr und mehr verblassen läßt. Dieses Potential der Holocaust-Erinnerung tendiert aber auch dazu, rückwirkend eine neue Hierarchie und Anordnung der geschichtsbestimmenden Faktoren zu schaffen, d.h. von Auschwitz her die ganze Geschichte des Dritten Reiches rückwärts aufzurollen, anstatt sie, wie das der historischen Methode entspricht, nach vorwärts zu entfalten.

Der Zentralität von Auschwitz aus der Retrospektive steht als historisches Faktum gegenüber, daß die Judenvernichtung in der Zeit, in der sie tatsächlich geschah, nur möglich war, weil sie gerade nicht im Rampenlicht stattfand, sondern weitgehend verborgen gehalten werden konnte; weil sie eine Minderheit betraf, die schon Jahre vorher durch soziale Ghettoisierung systematisch aus dem Blickfeld der nichtjüdischen Umwelt herausgerückt worden war. Die „Endlösung“ konnte so reibungslos

nur ins Werk gesetzt werden, weil das Schicksal der Juden für die Mehrheit der Deutschen während des Krieges nur eine wenig beachtete Nebensache war, und weil es auch für die alliierten Kriegsgegner Deutschlands nur ein – und nicht einmal das wichtigste – Problem darstellte, das sie während des Krieges beschäftigte.

Es ist evident: Der Stellenwert von Auschwitz im ursprünglichen geschichtlichen Handlungskontext ist ein extrem anderer als seine Bedeutung in der nachträglichen historischen Sicht. Auch der deutsche Historiker wird akzeptieren, daß Auschwitz wegen seines singulären Bedeutungsgehaltes nachträglich als Zentralereignis der Hitler-Zeit figuriert. Er kann aber als Wissenschaftler nicht so ohne weiteres akzeptieren, daß es nachträglich auch zum Angelpunkt des gesamten faktischen historischen Geschehens der NS-Zeit gemacht, daß diese ganze Geschichte in den Schatten von Auschwitz gestellt, ja Auschwitz sogar zu dem alleinigen Maßstab der geschichtlichen Perception dieser Zeit gemacht wird. Das würde nicht nur diejenigen nicht-nationalsozialistischen deutschen Traditionsbestände, die in die NS-Zeit hineinreichten und infolge ihrer „Indienstnahme“ in gewisser Weise selbst Opfer des Nationalsozialismus wurden, noch nachträglich gänzlich unter diese usurpierte Herrschaft zwingen. Es würde vor allem auch der unermesslich großen Zahl der nicht-deutschen und nicht-jüdischen Opfer, die andere Erinnerungsmonumente haben, nicht gerecht.

Mit den besten Grüßen
Ihr
Martin Broszat

*

Tel Aviv, den 8. November 1987

Lieber Herr Broszat,

jeder weitere Gedankenaustausch eröffnet in unserer Diskussion natürlich viele neue Perspektiven. Lassen Sie mich deshalb zunächst noch einmal zu klären versuchen, was die Gründe dafür sind, daß Ihr Plädoyer als eine Revision der traditionellen historischen Darstellung der Epoche des Nationalsozialismus mißverstanden werden kann.

In unserem ersten Briefwechsel stimmten wir überein, daß allein schon die Mehrdeutigkeit des Historisierungsbegriffs zu vielen Mißverständnissen Anlaß gibt. Und ich versuchte ferner darzulegen, daß der Begriff, auch wenn man ihn richtig versteht, seine problematischen Seiten hat. Aber dazu ist noch einiges mehr zu sagen. Die meisten Fragen warf Ihr „Plädoyer“ dort auf, wo es sich in der logischen Folge der Argumentation als Generalisierung in bezug auf die moralische Bewertung der NS-Zeit ergibt.

Diese Argumentation kann meines Erachtens folgendermaßen übersetzt werden:

Nach dem Krieg war durch die im wesentlichen von Emigranten beherrschte Geschichtsschreibung ein Schwarz-Weiß-Bild der Nazi-Zeit verfertigt worden, das, wie Ernst Nolte sagen würde, eine Art moralischen „Gegenmythos“ schuf. Diese stereotype, vereinfachende Darstellung hielt sich trotz des wachsenden Zeitabstandes. Jetzt, nach einigen Jahrzehnten, ist aber eine Änderung dieses Bildes geboten, und Sie skizzierten die methodischen Perspektiven dieser Veränderung, Perspektiven, die ich dann meinerseits in meinen „Überlegungen“ analysierte. Was als logisches Ergebnis Ihrer Argumentation zum Ausdruck zu kommen schien, wird am Schluß Ihres Artikels so formuliert: „Auch die Pauschaldistanzierung von der NS-Vergangenheit ist noch eine Form der Verdrängung und Tabuisierung. [...] Auflösung dieser Blockade zugunsten einer moralischen Sensibilisierung der Historie überhaupt, gerade aufgrund der Erfahrung mit dem Nationalsozialismus – das ist der Sinn dieses Plädoyers für seine Historisierung“¹¹.

Ich weiß, mit dieser Konklusion meinen Sie die Überwindung der Lähmung des Moralischen durch Deklamation und Ritualisierung, die Sie vielem von dem zumesen, was in den letzten drei Jahrzehnten über den Nationalsozialismus geschrieben worden ist. Aber die moralische Perzeption der NS-Zeit auf die ganze Geschichte ausdehnen, heißt doch, sie grenzenlos machen, und bedeutet auch, daß solche moralische Perzeption dann schwer zu definieren und anzuwenden ist, es sei denn in ganz generellen Formeln über Gut und Böse. Sie kann deshalb eben doch leicht als eine allgemeine Relativierung moralischer Probleme erscheinen, die *speziell der Nationalsozialismus aufgeworfen hat*. Dies mag auch den Eindruck erzeugt haben, daß Ihre Vorstellung von Historisierung, wie sie in dem „Plädoyer“ ausgedrückt ist, doch von recht weitreichender Bedeutung ist.

Sie kritisieren, was Sie als meine Ablehnung neuer historischer Forschungsansätze verstehen. Aber ich stelle mich doch gar nicht gegen einen auf die NS-Zeit bezogenen sozialhistorischen Zugang oder gegen die Alltagsgeschichte als solche. In meinen „Überlegungen“ habe ich mehrmals betont, daß die Ausweitung und Nuancierung des Bildes für den Historiker essentiell ist. Aber Historisierung, wie Sie sie präsentiert und wie wir sie hier schon diskutiert haben, könnte eher weniger eine Erweiterung des Blickfeldes als eine *Verlagerung des Focus* bedeuten. So gesehen, kann das Insistieren auf dem Alltag oder auf langfristigen sozialen Trends in der Tat zu einer erheblichen Relativierung dessen führen, was ich noch immer als den entscheidenden historischen Ansatz zur Darstellung dieser Zeit betrachte, ein Ansatz, der davon ausgeht, daß diese zwölf Jahre eine definierbare geschichtliche Einheit darstellen und daß sie vor allem anderen geprägt waren vom „Primat der Politik“. Wenn wir darin übereinstimmen, daß dies der Kern der Sache ist, dann ist jede zusätzliche Differenzierung nicht nur wichtig, sondern notwendig. Meinen methodischen „Traditionalismus“ sollten Sie nicht etwa prinzipiell, sondern im Zusammenhang meines anfänglichen Verständnisses der Bedeutung Ihres „Plädoyers“ sehen. In bezug auf Alltagsgeschichte bin ich freilich gespaltener Meinung. Manches von der

¹¹ Broszat, Nach Hitler, S. 172 f.

Kritik, die bei dem Kolloquium zu Wort kam, das Sie selbst anlässlich des Bayern-Projekts unter dem treffenden Untertitel „Neue Perspektive oder Trivialisierung?“ organisiert haben¹², scheint mir nicht wenig überzeugend. Aber wie ein noch zu behandelndes Beispiel zeigen wird, können doch offensichtlich viele Einsichten aus dem Alltag gewonnen werden.

Hilfreich wäre die Klärung eines weiteren methodologischen Punktes, nämlich Ihr Insistieren auf dem erzählerischen Element als des einzig möglichen Ansatzes für eine Gesamtdarstellung, wie sie Ihnen vorschwebt. In dem „Plädoyer“ kritisieren Sie als Mangel der Historiographie, sobald diese sich der NS-Zeit zuwendet: „Das Einfühlen in historische Zusammenhänge bricht ebenso ab wie die Lust am historischen Erzählen.“ Auch in Ihrem zweiten Brief bestehen Sie auf dem narrativen Ansatz und haben manch Kritisches über begrifflich-analytische Geschichtsdarstellungen der NS-Zeit zu sagen. Das war nicht Ihre Position, als Sie Ihr Buch „Der Staat Hitlers“ schrieben, und ich nehme an, es war die ständige Bewußtmachung der Nuancen jeder spezifischen Situation, wie sie im Bayern-Projekt in den Vordergrund gestellt wurde, die Sie zu einer Änderung Ihres theoretischen Ansatzes führte.

Über die Alternative analytische versus narrative Geschichtsdarstellung kann man bis zum Sankt-Nimmerleinstag streiten, ohne zu einem Ergebnis zu kommen. Ich bin aber sehr neugierig zu sehen – und ich sage das ohne jede Ironie –, wo „die Lust am geschichtlichen Erzählen“ ihren Ausdruck finden wird, wenn wir eines Tages jene Art von Gesamtdarstellung bekommen, die Ihnen vorschwebt. Es ist nicht nur der „enge“ Gesichtspunkt der Opfer, den ich mit solchen Bedenken zur Geltung zu bringen suche, sondern noch etwas anderes: Was gegenüber der NS-Zeit die Distanzierung veranlaßt, was normales historisches Einfühlen eliminiert, ist nicht nur die kriminelle Dimension des NS-Regimes, sondern auch die widerliche Vorstellung nationalistischer Exaltation, frenetischer Selbstglorifizierung, die so rapide praktisch alle Bereiche des öffentlichen und auch große Teile des privaten Lebens durchdrang.

Auch andere Regime haben gezeigt, daß sie zu Verbrechen fähig waren, aber wenigstens in ihren Anfängen, wenigstens in ihren offiziellen Proklamationen, haben sie ein Streben nach universellen Idealen, nach einer Verbesserung der Menschheit erkennen lassen. Wir wissen, was aus alledem wurde. Trotzdem ist eine ideologiefreie „Lust am geschichtlichen Erzählen“ möglich: Man denke an die „zehn Tage, die die Welt erschütterten“, vielleicht sogar – ungeachtet der eigenen Orientierung an liberalen Prinzipien – an die ersten Jahre des sowjetrussischen Experiments. Nichts davon gab es im Nazismus. Es sind andere Gründe, wenn Millionen von Menschen noch immer mit historischem Verstehen und Empfinden an die Zeit zurückdenken, als die Rote Armee die Grenzen des Reichs überschritt. Für Andreas Hillgruber ist es ausgemacht, daß dies nur die Sicht der Opfer des Nazismus sein kann; seine „Lust am historischen Erzählen“ entzündete sich am verzweifelten Abwehrkampf der Wehrmacht. Aber wo könnte sich für Sie der Ansatzpunkt solchen Erzählens ergeben? Meinen Sie nicht auch, daß, von der narrativen

¹² Alltagsgeschichte der NS-Zeit. Neue Perspektive oder Trivialisierung? München 1984.

Geschichte und der „Lust am geschichtlichen Erzählen“ her gesehen, mein Argument von der möglichen Wiederkehr einer Form von Historismus nicht vollkommen unbegründet ist?

Lassen Sie mich nun, obwohl dies wahrlich längerer Überlegung bedürfte, in aller Knappheit zu Ihren Gedanken über den Stellenwert von Auschwitz in einer Gesamtdarstellung der NS-Epoche Stellung nehmen. Zunächst: Wenn ich in diesem Kontext von Auschwitz spreche, meine ich die NS-Vernichtungspolitik gegenüber jeglicher Kategorie von Opfern. Wie am Ende meines ersten Briefes bemerkt, betrachte ich Auschwitz als paradigmatische Kennzeichnung der Nazi-Kriminalität. Insofern trifft der letzte Satz Ihres zweiten Briefes nicht meine Vorstellung.

Sie stellen fest – und wir stimmen hier ganz überein – daß Auschwitz wegen seiner Besonderheit und Unvergleichbarkeit für den Historiker der NS-Zeit ein herausragendes Ereignis ist. Jürgen Habermas hat diese Besonderheit und Unvergleichlichkeit neulich in besonders starken Worten ausgedrückt: „Hier [in Auschwitz] ist etwas geschehen, was bis dahin niemand auch nur für möglich halten konnte. Hier ist an eine tiefe Schicht der Solidarität zwischen allem, was Menschenantlitz trägt, gerührt worden; die Integrität dieser Tiefenschicht hatte man bis dahin – trotz aller naturwüchsigen Bestialitäten der Weltgeschichte – unbesehen unterstellt. [...] Auschwitz hat die Bedingungen für die Kontinuierung geschichtlicher Lebenszusammenhänge verändert – und das nicht nur in Deutschland.“¹³

Sie schreiben, diese Unvergleichlichkeit von Auschwitz erfordere eine kreative mythische Erinnerung, um überhaupt irgendeine Form von Sinngebung zu ermöglichen. Tatsächlich genügt Geschichtswissenschaft allein nicht. Dies vorausgeschickt, stimme ich auch mit Ihnen überein, daß der Historiker als Historiker die NS-Epoche nicht nur von ihrem katastrophalen Ende her betrachten kann. Gemäß den allgemein akzeptierten Grundsätzen historischer Methodik haben wir mit dem Anfang zu beginnen und den mannigfaltigen Pfaden der Entwicklung zu folgen, wie sie sich uns präsentieren, darunter vielen Linien des Geschehens innerhalb der deutschen Gesellschaft, die wenig mit Auschwitz zu tun haben, und dies durch die ganze Geschichte dieser Periode hindurch. Aber der Historiker *kennt* das Ende und teilt diese Kenntnis mit dem Leser. Diese Kenntnis sollte die Erforschung aller möglichen Wege und ihre Interpretation nicht behindern, aber sie zwingt den Historiker, die zentralen Elemente zu wählen, um die herum seine breit entfaltende Erzählung implizite aufgebaut ist. Mit anderen Worten, wir kommen zurück auf das Problem des zentralen Focus. Niemand wird behaupten, daß in eine Gesamtdarstellung nicht ein ganzes Kapitel über soziale Sicherung eingeschlossen sein könne, aber selbst wenn Sie die Normalität des Alltagslebens zeigen, selbst wenn Sie das „gespaltene Bewußtsein“ betonen, läuft doch der Hauptstrang Ihrer Erzählung auf ein Ende zu, das Sie sehr wohl kennen.

All dies führt zu zwei Argumenten, die Sie gegen Ende Ihres zweiten Briefes vor-

¹³ Jürgen Habermas, Eine Art Schadensabwicklung. Kleine Politische Schriften VI, Frankfurt 1987, S.163.

bringen und die mir in Ihrer Darlegung zentrale Bedeutung zu haben scheinen. Die Richtigkeit dieser Annahme vorausgesetzt, könnte das bedeuten, daß auch Auschwitz bis zu einem bestimmten Punkt in den Rahmen der Historisierung der NS-Zeit eingeordnet werden kann, wie sie in Ihrem „Plädoyer“ gefaßt ist.

Erstens führen Sie aus, daß die Einzigartigkeit und Unvergleichbarkeit von Auschwitz nicht nur notwendigerweise eine Suche nach Formen mythischer Sinngebung hervorrufe, sondern auf der Ebene der historischen Betrachtung (Ihrer Meinung nach aber offenbar nur bei einigen Historikern) auch das Bedürfnis, die Kette der Ereignisse so zu rekonstruieren, als seien sie von ebenso singulären, fast dämonischen Ursachen determiniert worden. Darin sehen Sie, wie Sie schon in Ihrem ersten Brief ausführten, ein Problem für die wissenschaftliche Geschichtsschreibung. Ihrer Meinung nach ist die Antwort auf das Problem in Hannah Arendts Theorie von der „Banalität des Bösen“ zu finden.

Zweitens schreiben Sie, die Zentralität von Auschwitz, wie wir sie heute sehen, sei während des Geschehens selbst nicht gesehen worden, da die Juden zunehmend von ihrer Umgebung isoliert wurden, da ihre Vernichtung völlig geheimgehalten wurde und da sogar die Alliierten Auschwitz nicht als ein zentrales Problem betrachteten. Fangen wir damit an, was die Leute wußten und was nicht. Was Deutschland betrifft, haben die jüngsten Studien über dieses Problem – Ian Kershaws überarbeitete englische Ausgabe seines Buches über den „Hitler-Mythos“¹⁴ und die exzellente alltagsgeschichtliche Arbeit von H. und S. Obenaus¹⁵ dargelegt, daß die Durchschnittsbevölkerung viel mehr darüber wußte, was mit den Juden geschah, als wir bisher annahmen. Aber ich kann hier auch aus Ihren eigenen Darlegungen zitieren, zum Beispiel aus Ihrem 1983 veröffentlichten Artikel „Zur Struktur der NS-Massenbewegung“, wo Sie sich über die Frage, was die Bevölkerung von der Judenvernichtung wußte, so äußern: „Die NS-Führung hatte also offenbar selbst stärkste Zweifel, ob die volle Kenntnis der von ihr in Gang gesetzten Verbrechen populären Rückhalt finden würde. Aber so gänzlich unverborgern waren diese Verfolgungen doch wiederum nicht, und vor allem die anthihumane Grundgesinnung, aus der sie sich herleiteten, besonders der fanatische Haß gegen die Juden, wurde von der Führung auch öffentlich bei fast jeder Gelegenheit immer wieder deutlich zum Ausdruck gebracht. Hierfür gab es also durchaus einen gesellschaftlichen Resonanzboden.“ Noch vielsagender ist die Bemerkung, die Sie am Ende desselben Artikels machen im Zusammenhang mit der Frage nach den möglichen Gründen für die Passivität der deutschen Bevölkerung sogar noch, als das Kriegsende schon kurz bevorstand: „Hier spielte offenbar auch das Bewußtsein herein, daß man mitverantwortlich hineinverwickelt gewesen war in die Exzesse und Verbrechen des Regimes.“¹⁶

¹⁴ Ian Kershaw, *The „Hitler Myth“. Image and Reality in the Third Reich*, Oxford 1987, bes. S. 229 ff.

¹⁵ Herbert und Sybille Obenaus (Hrsg.), „Schreiben, wie es wirklich war ...“. Aufzeichnungen Karl Dürckefeldens aus den Jahren 1933–1945, Hannover 1985, S. 105 ff.

¹⁶ Martin Broszat, *Zur Struktur der NS-Massenbewegung*, in: *VfZ* 31 (1983), S. 74 bzw. S. 76 (ich danke Professor Otto Dov Kulka für den Hinweis auf diesen Artikel).

Kurz gesagt: Wenngleich die Vernichtung der Juden aus der Sicht und in der Politik der Alliierten während des Krieges nur ein kleineres Problem gewesen sein mag, so scheint es doch mehr und mehr, daß sie schon während des Krieges als ein zwar verborgenes, aber sehr wohl wahrgenommenes Faktum die Gedanken zahlreicher Deutscher beschwerte.

Wenn meine Annahme richtig ist, hat sie beträchtliche Bedeutung im Hinblick auf die Kernthese Ihres „Plädoyers“. Denn ein normales Leben in dem Bewußtsein, daß gleichzeitig massive Verbrechen geschehen, begangen durch die eigene Nation und die eigene Gesellschaft, ist doch wohl kein so ganz normales Leben ...

Ihrer Meinung nach liefert Hannah Arendts „Banalität des Bösen“ die historische Antwort in bezug auf die von Ihnen angesprochene Kategorie unakzeptabler retrospektiver Konstruktionen. Riesenhaft Böses kann aus einer Menge winziger, fast nicht bemerkbarer und mehr oder weniger banaler individueller Ursachen entstehen. Es bedarf keines allumfassenden Plans des Bösen, um ein absolut böses Ergebnis zu erzielen. Aber Hannah Arendt benutzte auch andere Begriffe, wenn sie vom Nazismus und von der „Endlösung“ sprach. Sie erinnern vielleicht, daß sie auch vom „radikalen Bösen“ sprach und in einem bedeutsamen Brief an Karl Jaspers die Aktivitäten der Nazis als Taten bezeichnete, die in den normalen Kategorien von Schuld und Strafe nicht zu fassen sind¹⁷.

Ich weiß übrigens nicht, wer die Historiker sein sollen, die nach dämonischen Ursachen suchen, um Auschwitz zu erklären. Ich kenne einige, deutsche und andere, die Wert legen auf den Aspekt der Weltanschauung und der zentral geleiteten Politik; aber das hat wenig zu tun mit Dämonologie, und ich verstehe nicht, warum Sie diese seltsame Position Historikern zuschreiben, die zur Gruppe der Opfer gehören. Niemand leugnet die Banalität des Bösen auf vielen Ebenen des Vernichtungsprozesses, aber sie ist doch wohl nicht die einzige Erklärung für alle Ebenen.

Nach meiner Meinung hatten Teile der NS-Führung und auch Teile ihrer Gefolgsleute durchaus das Gefühl, etwas wahrhaft Historisches, Metahistorisches, Außerordentliches zu verrichten. Wir beide kennen Himmlers Posener Rede vom Oktober 1943 in allen ihren Details. Das ist nicht Banalität des Bösen, das ist nicht, soweit es um die Judenfrage geht, eine flapsige Ansprache an müde Würdenträger der SS, vielmehr Ausdruck eines „Rausches“, des Gefühls einer fast übermenschlichen Unternehmung. Aus solchen Gründen neige ich dazu, einige wichtige Aspekte der NS-Bewegung in den Kategorien einer „politischen Religion“ zu sehen, im Sinne von Eric Voegelin, Norman Cohn, Karl Dietrich Bracher, James Rhodes, Uriel Tal und vieler anderer. Wenn wir von politischer Religion sprechen, kommen wir wieder dem traditionellen Bild näher, aber unter einem Gesichtspunkt, der weiten Raum läßt für neue Untersuchungen. Das meinte ich, wenn ich in meinen „Überlegungen“ auf das meines Erachtens noch immer nicht genügend aufgeklärte,

¹⁷ Lotte Köhler/Hans Sauer (Hrsg.), Hannah Arendt, Karl Jaspers. Briefwechsel. 1926–1969, München, Zürich 1985, S. 88–93 (Brief vom 17. 8. 1946).

nebulöse Verhältnis von Weltanschauung und Politik etwa bei der „Endlösung“ hinwies. Wenn wir diesen Gesichtspunkt einnehmen, sind wir freilich vom Alltag in Schabbach¹⁸ ziemlich weit entfernt, aber nicht so weit von den Ordensburgern oder von der Entschlossenheit einiger der Führer der Einsatzkommandos, ihre Pflicht zu tun; nicht so weit weg auch von dem „Rausch“, der so weit reichte und so vieles durchdrang und nicht nur das Ergebnis eines funktional zweckmäßigen „Führer-Mythos“ war. All dies muß natürlich auch im Kontext der deutschen Geschichte interpretiert werden; hier stimmen wir zweifellos überein.

Erlauben Sie mir zum Schluß einige Bemerkungen über den deutsch-jüdischen Dialog, seine Schwierigkeiten und Möglichkeiten. Als Gershom Scholem in dem Brief, den Sie zitierten, diesen Dialog als einen Mythos bezeichnete, bezog er sich in erster Linie auf die Vor-Nazi-Zeit, in welcher die Juden, so Scholem, nur einen Dialog mit sich selbst führten. Nach dem, was zwischen 1933 und 1945 geschah, erschien Scholem die Idee eines solchen Dialogs wie eine Schändung des Andenkens der Toten. Er mag seine Ansicht später geändert haben; sein Aufenthalt in Berlin, kurz vor seinem Tod, ist vielleicht ein Ausdruck dieser veränderten Einstellung gewesen. Die fundamentalen Schwierigkeiten eines solchen Dialogs bleiben trotz allem bestehen – und werden darüber hinaus noch erhöht durch Schichten ritualisierten Verhaltens oder auch schlicht materieller Interessen, die es zu verdecken vermögen.

Sie erwähnen diese Schwierigkeiten in allgemeinen Wendungen, aber auch in bezug auf die „pressenden Fragen“, die ich im letzten Teil meines ersten Briefes stellte. Das waren nicht pressende Fragen; es war der Versuch zu verstehen, was Sie meinen, wenn Sie der rational orientierten deutschen Historie eine eher mythologisch orientierte Historie der Opfer entgegensetzen. In Ihrer Antwort räumen Sie der mythischen Erinnerung einen zentralen Stellenwert ein, aber Sie rücken sie gleichwohl in die Nähe von unhaltbaren historiographischen Konstrukten. Sie tun das mit weniger Nachdruck, aber Sie tun es doch, wie ich zu zeigen versucht habe.

Für den Fall, daß der weniger starke Nachdruck in Ihrem zweiten Brief mehr auf die Absicht zurückzuführen ist, ein Thema, das Sie im Rahmen unserer Diskussion für allzu empfindlich halten, nicht zu sehr zu forcieren, möchten Sie vielleicht darauf zurückkommen. Ein gewisses Maß an Offenheit gehört zu unserem „Experiment“, und diese Offenheit ist, wie Sie selbst bemerkten, die einzige mögliche Basis für einen deutsch-jüdischen Dialog.

Mit den besten Grüßen
Ihr
Saul Friedländer

*

¹⁸ Dem imaginären Schauplatz von Edgar Reitz' „Heimat“.

München, den 4. Dezember 1987

Lieber Herr Friedländer,

ich habe über die Frage der Befangenheit oder Offenheit unseres Gedankenaustausches aufgrund der Schlußbemerkung Ihres letzten Briefes lange nachgedacht. Die Schwierigkeit unseres Dialogs, über die wir uns einig sind, bekundet sich wohl auch in dieser Hinsicht. Sie drücken sich selbst ja recht zurückhaltend aus, wenn Sie schreiben, „ein gewisses Maß an Offenheit“ sei erforderlich. Schon im Schlußteil Ihres ersten Briefes, wie in Ihren „Überlegungen“, hatten Sie davor gewarnt, die Möglichkeiten objektiver wissenschaftlicher Beschäftigung mit der NS-Zeit zu überschätzen, da diese Zeit noch immer „viel zu gegenwärtig“ und es für die heutigen Historiker noch keineswegs ein Leichtes sei, sich von ihren Vorurteilen zu lösen oder sich diese auch nur bewußt zu machen. Ich frage mich freilich, ob diese Ihre Skepsis unseren Diskurs mit so viel Argwohn belasten muß, wie ich ihn aus Ihren Bemerkungen immer wieder herauslesen kann. So scheint es mir doch vielsagend, daß Sie im Zusammenhang mit der eben zitierten Warnung auch die Vermutung nahelegen, bestimmte Positionen des Historikerstreits in der Bundesrepublik könnten damit zu tun haben, daß die betreffenden deutschen Historiker „zur HJ-Generation gehören“. Im Kontext unseres Briefwechsels und seines Anlasses sollte diese Bemerkung wohl auch mein Historisierungs-Plädoyer als ein Bedürfnis der HJ-Generation klassifizieren. Einige Absätze zuvor fordern Sie mich in diesem ersten Brief auf, den von mir in Anspruch genommenen Begriff des „kritischen Verstehens“ anzuwenden auf das Andreas-Hillgruber-Exempel der „deutschen Wehrmachteinheiten, die 1944/45 die Ostfront hielten“ (und damit auch die KZs aufrechterhielten). Das sei, so schrieben Sie wörtlich, „so etwas wie ein Lackmus-Test“, und Sie glaubten mir diesen Test nicht ersparen zu sollen. In Ihrem zweiten Brief kamen Sie erneut auf Hillgrubers Ostfront-Identifikation zurück und fragten nach, ob meine „Lust am geschichtlichen Erzählen“ sich etwa auch an diesem Thema oder wo denn sonst festmachen wolle.

Glauben Sie, lieber Herr Friedländer, wirklich, daß solche Fragen nicht „pressend“, sondern nur nachdenklich sind, daß sie der Offenheit unseres Gesprächs dienen – und nicht Befangenheit produzieren? Haben Sie sich in Ihrem Argwohn gegen mögliche Verharmlosungstendenzen im Umgang mit der NS-Zeit durch deutsche Historiker, zumal solche der HJ-Generation, nicht publizistisch und durch Ihre Vortragstätigkeit (seit einiger Zeit auch gerade in der Kritik an meinem „Plädoyer“) schon so sehr festgelegt, daß Sie von diesen Positionen gar nicht mehr herunterkommen können, auch in diesem Briefwechsel nicht? Ist nicht zum Beispiel auch Ihre vor einigen Jahren geführte, an sich hochinteressante Auseinandersetzung mit Syberbergs und anderen filmischen oder literarischen Verarbeitungen der NS-Zeit¹⁹ durch solchen pessimistischen Argwohn übermäßig bestimmt? Haben Sie

¹⁹ Friedländer, Kitsch und Tod.

dadurch nicht auch einen Zaun um sich selbst errichtet, der Ihnen nur noch „ein gewisses Maß an Offenheit“ erlaubt?

Ich möchte zunächst zu dem Thema HJ-Generation, der ich (Jahrgang 1926) angehöre, etwas anmerken – wie ich denke, nicht nur in eigener Sache. Ganz persönlich gesprochen: Hätte ich nicht dieser HJ-Generation angehört und ihre spezifischen Erfahrungen gemacht, wäre es für mich nach 1945 wahrscheinlich nicht ein solches Bedürfnis gewesen, mich so kritisch und, wie wir damals empfanden, zugleich mit „heiliger Nüchternheit“ mit der NS-Vergangenheit auseinanderzusetzen. Als Angehöriger dieser Generation hatte man das Glück, in politisches Handeln und in Verantwortung noch nicht oder nur marginal hineingezogen zu werden, aber man war alt genug, um emotional und geistig hochgradig betroffen zu werden von der moral- und gefühlsverwirrenden Suggestivität, zu der das NS-Regime, zumal im Bereich der Jugenderziehung, fähig war, trotz der Gegenwirkung von regimekritischen Eltern, Lehrern und Bekannten. Ein wichtiges Stück Jugend-Traum-Potential war von der Nazi-Welt besetzt, andere, bessere Träume hatten nicht geträumt werden können, und erst spät, in der Zeit des Rückzugs auf private Werte in den letzten Kriegsjahren und in der unmittelbaren Nachkriegszeit, begannen wir, mit Heißhunger das Versäumte nachzuholen mit dem wachsenden Gefühl von Zorn, um wichtige Jugendjahre betrogen worden zu sein. Zwar betroffen, aber kaum belastet, war die HJ-Generation freier als ältere Jahrgänge und motivierter als jüngere, sich dem Lernprozeß dieser Jahre voll hinzugeben. Aus der persönlichen Kenntnis vieler Altersgenossen weiß ich, und aus den Lebensläufen vieler anderen bestätigt sich meines Erachtens, daß sich die Mehrheit dieser HJ-Generation nach 1945 die einst von den Nazis denunzierten Werte mit Verve zu eigen machte. Aus dieser Generation sind besonders viele engagierte Demokraten hervorgegangen, und sie ist in der politisch-kulturellen Prominenz der Bundesrepublik überproportional vertreten, wie auch ein Band mit Erinnerungen von Zeitzeugen zeigt, der anlässlich des 40. Jahrestages des Kriegsendes herauskam²⁰.

Um noch weitere Offenheit muß ich bemüht sein, schon weil in unserem verabredungsgemäß begrenzten Briefwechsel dies vorläufig die letzte Gelegenheit ist, auf einige Punkte Ihrer Argumentation zurückzukommen, die ich nicht unkommentiert lassen möchte, schon weil die Dokumentation unseres Gedankenaustausches sonst durch Unterlassung fehlerhaft werden könnte. Es geht dabei zunächst um drei mehr punktuelle Klarstellungen; danach werde ich auf einige komplexere Themen zurückkommen, die auch wieder zur thematischen Substanz unserer Diskussion hinführen.

- Ich habe in meinem ersten Brief lediglich bemerkt, daß der *Begriff* der Historisierung als solcher vieldeutig und mißbräuchlich ist, nicht meine Darstellung in dem „Plädoyer“. Sie nahmen deshalb fälschlich zuviel in Anspruch, wenn Sie in Ihrem

²⁰ Werner Filmer/Heribert Schwan (Hrsg.), *Mensch, der Krieg ist aus! Zeitzeugen erinnern sich*, Düsseldorf/Wien 1985.

ersten Brief schrieben, wir seien uns einig darüber, daß ich mich in diesem „Plädoyer“ mißverständlich ausgedrückt habe.

- Ihre Version der Motivation meines „Plädoyers“, wie Sie sie im dritten Absatz Ihres zweiten Briefes darlegen, hat in meinen schriftlich vorliegenden Äußerungen keine Grundlage. Sie selbst bezeichnen diese Ihre Version als eine mögliche Lesart (englisch: „could be read as ...“). Es wäre mir lieber gewesen, wenn Sie sich auf das bezogen hätten, was ich tatsächlich geschrieben habe. Ich wundere mich auch darüber, daß Sie die von Ihnen gemutmaßte Motivation meines „Plädoyers“ dann noch mit einem gemutmaßten Begriff von Ernst Nolte schmücken. Das erinnert mich an Ihr schon charakterisiertes, auch in Ihren „Überlegungen“ enthaltenes Bemühen, mein „Plädoyer“ in die Nähe von Andreas Hillgrubers Ostfront-Identifikation zu rücken.
- Sie erwecken am Schluß Ihres zweiten Briefes erneut, wie schon in Ihrem ersten Brief, den Eindruck, ich hätte zwischen einer rationalen deutschen und einer irrationalen jüdischen Erinnerung der NS-Zeit unterschieden. Sie verkehren dabei ganz und gar den Gedankengang, der mich leitete und dem ich Ausdruck zu geben versuchte. Schon in meinem ersten Brief habe ich doch, und zwar mit der ausdrücklichen Begründung, mein Plädoyer in dieser Hinsicht ergänzen zu wollen und seine zunächst anlaßbedingte deutsch-zentrische Sicht auszuweiten, deutlich auf zwei Punkte hingewiesen: einmal darauf, daß durch die Untaten des NS-Regimes „jeglicher exklusive Anspruch auf deutsche Geschichtsdeutung in bezug auf diese Periode verspielt wurde“, zum andern darauf, daß es neben der wissenschaftlich-akademischen Rekonstruktion der NS-Zeit (durch deutsche und nicht-deutsche Historiker) einen legitimen Anspruch auch anderer, etwa mythischer Formen der Geschichtserinnerung durch die Opfer gibt, und „kein Vorrecht der einen oder anderen Seite“.

Sie werden verstehen, daß es mir wichtig ist, das Vorstehende festzuhalten. Ich möchte nun aber auf einige der größeren Komplexe unseres Gedankenaustausches zurückkommen, zunächst noch einmal zur Frage der Forschungsansätze bzw. des Focus bei der zeitgeschichtlichen Erforschung der NS-Zeit.

Sie konzedieren: Alltagsgeschichte oder die Betrachtung der NS-Zeit unter längerfristiger sozialgeschichtlicher Perspektive sei durchaus zu begrüßen, wenn nur gesichert ist, daß das Wichtigste, die NS-Weltanschauung und die kriminelle Dimension des politischen Systems, im Zentrum der Betrachtung bleibe. Ich meine dagegen: Überhaupt vorschreiben zu wollen, was wissenschaftlich getan werden solle oder nicht, und dabei zum Beispiel auch den Broszat des Hitler-Staates gegen den Broszat des Bayern-Projekts zu stellen, führt ins Abseits einer Verengung wissenschaftlicher Fragemöglichkeit. Bei Forschungsvorhaben wie dem Bayern-Projekt z.B. kommt es doch zunächst einmal darauf an, von einem bestimmten neuen Ansatz her auch neue Erfahrungen und Eindrücke der historischen Wirklichkeit der NS-Zeit zu gewinnen, gerade um diese dann in eine produktive Spannung zu Erfahrungen aus anderen Forschungsansätzen bringen zu können. Natürlich haben

Sie recht, der Focus der Betrachtung des Bayern-Projekts liegt ganz woanders als etwa der Focus meiner früheren jahrelangen Beschäftigung mit deutscher und nationalsozialistischer Polenpolitik oder mit den NS-Konzentrationslagern. Aber eine konzentrierte Verfolgung einer bestimmten Forschungsperspektive wäre gar nicht möglich, wenn man dauernd ängstlich darauf bedacht sein müßte, ob denn der Focus, der bei einer Gesamtdarstellung der NS-Zeit natürlich das politische System und die Weltanschauung des NS stark zu berücksichtigen hätte, auch im Rahmen einer solchen Spezialforschung richtig gesetzt ist. Ich möchte auch Ihrer mit großer Eloquenz vorgetragenen Ansicht widersprechen, daß ein Studium der Ordensburgen grundsätzlich mehr mit dem Wesentlichen der Erkenntnis zu tun hat als ein Studium der Alltagsgeschichte von Schabbach. Wenn Sie die Ergebnisse aller sechs Bände der Reihe „Bayern in der NS-Zeit“ gründlich zur Kenntnis nehmen, werden Sie leicht feststellen, daß hier keineswegs nur eine unpolitische „Normalität“ des Lebensalltags in der NS-Zeit dokumentiert worden ist, vielmehr die kriminelle Dimension durchaus auch in die bayerische Provinz hineinreicht und sich an lokalen Schicksalen aus dieser Provinz sogar sehr eindrucksvoll veranschaulichen läßt. Nehmen Sie nur den im sechsten Band dieser Reihe dokumentierten Fall des Würzburger Juristen und Weinhändlers Obermayer, der als Jude und Homosexueller von der Gestapo mit besonders unersättlicher Rachsucht und gleichsam aus doppelten ideologischen Gründen verfolgt wurde und sich dennoch jahrelang mit erstaunlicher Tapferkeit zur Wehr zu setzen vermochte, bevor er schließlich in Mauthausen zu Tode gebracht wurde. Aber ich sehe andererseits die Funktion eines Forschungsvorhabens wie des Bayern-Projekts gerade auch darin, das zum Teil tatsächlich beziehungslose Nebeneinander von relativ unpolitischer Lebensnormalität und den diktatorischen Zumutungen und Verfolgungen des Regimes als Gegenstand des historischen Fragens und Weiterdenkens fruchtbar zu machen. Und dabei kann und soll dann auch herauskommen, was Sie am Beispiel des halben Wissens der deutschen Bevölkerung über die an den Juden begangenen Verbrechen mit Recht hervorkehren: daß unter solchen Umständen das Alltagsleben in der NS-Zeit so normal, wie es vordergründig erscheint, wahrhaftig doch nicht gewesen ist.

Aber es geht nicht nur um diese politisch-moralischen Kernfragen. Historisierung des NS heißt auch, daß es möglich sein muß, die Geschehnisse dieser Zeit auch unter dem Gesichtspunkt beispielsweise ihrer Funktionalität im Rahmen einer sozialgeschichtlichen Modernisierungstheorie zu betrachten. Das bedeutet gewiß eine Focus-Verlagerung. Aber jeder Historiker, der bei Sinnen ist, wird deswegen nicht die politischen Aspekte und vor allem die kriminelle Natur des Regimes vergessen oder in einer Gesamtdarstellung ausklammern.

Ein ganz anderer Aspekt der Historisierung ist das von mir aufgeworfene und von Ihnen anscheinend mißverständene Problem der historischen Sprachfähigkeit gegenüber dem so „verderbten“ Geschichtsabschnitt der NS-Zeit. Ich hatte von der abhandeln gekommenen „Lust“ am geschichtlichen Erzählen, was Sie nicht wissen konnten, vor meinem „Plädoyer“ ursprünglich in einem anderen Zusammenhang

geschrieben²¹, und in diesem anderen Kontext hatte das Wort selbst ironische Bedeutung. Auf die „Lust“ kommt es tatsächlich nicht an, wohl aber auf die Wiederherstellung plastischer historischer Sprache auch in bezug auf die in der Tat vielfach sinistren oder mediokren Figuren der NS-Zeit, um diese aus einem bloßen Schemen- und Schattendasein wieder zu Subjekten emphatischen (das kann auch heißen: zornigen) Nacherlebens, und damit auch einer moralischen Neubegegnung zu machen. Über die Plastizität der Sprache entscheidet sich vielleicht erst, ob eine Figur oder ein Handlungsmuster der NS-Zeit tatsächlich nur noch typologisch oder symbolisch gefaßt und nicht mehr konkret verlebendigt werden kann. Daß Sie zwar den irrenden Trotzki notfalls noch für einen würdigen Gegenstand sprachlicher Veranschaulichung von Geschichte halten, dem irrenden Kleinbürger der NS-Zeit, der Hitler seine Stimme gab und ihm nachlief, im übrigen aber wenig profitierte und auch wenig verstand (und doch, ohne Absicht, zur Leistungsfähigkeit des Regimes gehörig beitrug) – daß Sie diesem Prototyp, der in der NS-Zeit Geschichte machte, jede Darstellung und Aufmerksamkeit vorenthalten wollen, halte ich für schwer begründbar und letzten Endes für ungerecht. Es wird weiterhin in der NS-Zeit Bereiche geben, die sich der plastischen historischen Sprache entziehen. Aber diese Sprache der NS-Zeit überhaupt zu verweigern, erscheint mir wie die Verweigerung der quellenkritischen Methode; denn auch bei der sprachlichen Verlebendigung von Geschichte geht es um den Rückgewinn von Authentizität.

Zum Schluß möchte ich noch einmal auf das Thema Auschwitz und einige der sich daraus für die Geschichtswissenschaft und -erinnerung ergebenden Probleme zu sprechen kommen. Sie schreiben in Ihrem zweiten Brief, mit Auschwitz meinten Sie ganz generell die „Nazi-Vernichtungspolitik gegenüber jeglicher Kategorie von Opfern“: Sie betrachteten „Auschwitz als paradigmatische Umschreibung der Nazi-Kriminalität“ schlechthin. Mir scheint eine so weitgehende Ausdehnung des Begriffs problematisch, auch gerade weil dann die Singularität von Auschwitz nicht mehr so ohne weiteres begründet werden kann. Wenn Auschwitz aber nur als Synonym für die „Endlösung“ gebraucht wird, bleibt das von mir aufgezeigte Problem bestehen, daß nämlich bei der in der historischen Rückschau aus guten Gründen hervorzuhebenden „Zentralität von Auschwitz“ doch auch bedacht werden muß, wie viele andere, nichtjüdische Opfer des NS es gegeben hat.

Ausdrücklich recht geben möchte ich Ihnen, wenn Sie betonen, daß die „Banalität des Bösen“ keineswegs eine ausschließliche Erklärung des Massenmords an den Juden sein kann. Das habe ich auch nicht gemeint, und ich finde es eindrucksvoll, was Sie dazu gesagt haben, zum Beispiel unter dem Gesichtspunkt der negativen „politischen Religion“, als welche man den fanatischen Weltanschauungshaß der

²¹ Martin Broszat, Der Despot von München. Gauleiter Adolf Wagner – eine Zentralfigur der bayerischen Geschichte, in: Süddeutsche Zeitung vom 30./31. 3. 1985. In diesem Artikel hatte ich ganz bewußt den Versuch gemacht, die von der einschlägigen Landeshistorie nur schemenhaft dargestellte Figur des einst so mächtigen Gauleiters einigermaßen plastisch und wirklichkeitsgetreu zu porträtieren.

Nazis gegen die Juden auch nach meiner Ansicht begreifen kann. Festhalten möchte ich aber doch daran, daß, besonders von der älteren deutschen Historiker-Generation (Meinecke, Ritter, Rothfels u.a.), die nach 1945 in der Bundesrepublik zunächst eine dominante Rolle spielte, aus historischer Erklärungsomniscience sehr häufig vom „dämonischen“ oder „teuflischen“ Hitler o.ä. geschrieben wurde. Demgegenüber steht seit langem das Bedürfnis nach mehr rationaler Erklärung, wo solche Metaphern das Fragen eher abblocken als beantworten. Wenn ich meinerseits beispielsweise Wert darauf gelegt habe, deutlich zu machen, daß selbst die Existenz einer so mörderischen, rassistischen Weltanschauung wie die des NS noch nicht automatisch den Genozid zur Folge haben mußte und der Historiker deshalb die Aufgabe hat, sehr genau nachzuforschen, unter welchen Realbedingungen, im Kontext welcher Einfluß- und Machtstrukturen etc. sich eine solche Weltanschauung in die Tat umsetzen ließ, dann betrachte ich das allerdings auch als einen Beitrag zur Historisierung, nämlich in dem Sinne, daß die normalen historischen Frage- und Forschungsmethoden auch auf den NS angewandt werden. Wohlgermerkt: Das ist ein Plädoyer für die Normalisierung der Methode, nicht der Bewertung.

Ich komme zu einem letzten mir wichtig erscheinenden Punkt unserer Diskussion. Mein Begriff der Historisierung, das ist gewiß nicht verborgen geblieben, steht in antithetischer Spannung zur statuarischen Vermittlung der NS-Zeit aus primär pädagogischen Zwecken. Die Gefahr des Verdrängens dieser Zeit besteht meines Erachtens nicht nur in dem üblichen Vergessen, sondern in diesem Fall, fast paradoxerweise, auch darin, daß man sich aus didaktischen Gründen um dieses Geschichtskapitel zu sehr „bemüht“ und aus dem ursprünglichen, authentischen Kontinuum dieser Geschichte ein Arsenal von Lehrveranstaltungen und Standbildern zusammenstückelt, die sich mehr und mehr verselbständigen, vor allem dann in der zweiten und dritten Generation sich vor die ursprüngliche Geschichte stellen und schließlich naiverweise als die eigentliche Geschichte mißverstanden werden.

Die Gefahr besteht um so mehr, wenn selbst Historiker sich um die Vermittlung eines authentischen Bildes dieser Zeit (weil diese ja ohnehin von den Nazis so sehr verdorben worden ist) nicht mehr besonders kümmern zu müssen meinen, und deshalb willfährig geneigt sind, sie zur Verwendung für andere Zwecke als die des historischen Begreifens klaglos freizugeben. Auf die Dauer würde, das ist meine feste Überzeugung, gerade auch die Glaubwürdigkeit der didaktischen Vermittlung der NS-Zeit erheblichen Schaden erleiden, wenn sie nicht genügend rückgekoppelt bliebe an den Prozeß der differenzierten historischen Erkenntnis dieser Geschichte.

Ich kann mir vorstellen, daß unter diesem Aspekt die Zentralität von Auschwitz, die so stark im Vordergrund des Bewußtseins steht und so sehr zur paradigmatischen Betrachtung drängt, auch für die jüdische Geschichtserinnerung der NS-Zeit und die Vermittlung dieser authentischen Erinnerung an die nachfolgende Generation ein Problem sein kann. Das so kolossal Diktatorische und Verbrecherische der Nazi-Zeit birgt die Gefahr, daß die Authentizität dieser Geschichte unter monumentalen Gedenkstätten des Widerstands und vielleicht auch von Holocaust-Memorials begraben wird. Demgegenüber möchte ich zum Schluß meines letzten

Beitrag ein Wort ins Gedächtnis zurückrufen, das der große israelische Historiker Uriel Tal vor Jahren in Jerusalem bei einem deutsch-jüdischen Gespräch über die rechte Form der historischen Darstellung des Holocaust nach meiner Erinnerung eindrucksvoll so formulierte: „We have not only or primarily to tell what had been done to the Jews, but what had been lost.“

Mit den besten Grüßen
Ihr
Martin Broszat

*

Tel Aviv, den 31. Dezember 1987

Lieber Herr Broszat,

die innere Anspannung, die unseren Briefwechsel begleitet, mag unter anderem auf jene prinzipiellen Ansprüche zurückzuführen sein, die uns letztendlich auch veranlaßt haben, buchstäblich unser gesamtes berufliches Wirken der Erforschung der Nazi-Zeit zu widmen. Diese Anspannung ist – meiner Auffassung nach – nicht Ausdruck divergierender Werte, sondern geht aus der Wahl unterschiedlicher Perspektiven hervor, die für uns von nicht unerheblicher Bedeutung ist.

In diesem abschließenden Brief möchte ich zuerst versuchen klarzustellen, was Sie in Ihrer letzten Replik vor allem betont haben, das Problem der Generationen. Dann werde ich auf einige Ihrer eher polemischen Anmerkungen eingehen, um zuletzt zu versuchen, zusammenfassend darzustellen, wo meiner Auffassung nach zwar noch manch wesentliche Interpretationsdifferenzen zwischen uns liegen, wo sich unsere Stellungnahmen als Ergebnis dieses Briefwechsels aber auch angenähert haben.

Erlauben Sie mir zuvor, ganz am Rande, ein rein semantisches Mißverständnis auszuräumen, dem Sie Bedeutung beigemessen haben. Meine Ausgangssprache ist das Französische, und in mein Englisch schleichen sich des öfteren Gallizismen ein. Wenn ich also schrieb „ein gewisses Maß an Offenheit“ (some measure of openness), so habe ich die Bedeutung des französischen „une certaine mesure de franchise“ im Sinne, und dies will nicht mehr und nicht weniger heißen als Offenheit – ohne restriktive Konnotation. Uns ist es, so denke ich, ganz gut gelungen, in diesem Geiste zu verfahren.

Lassen Sie mich nun mit dem Thema der Generationen beginnen, genauer mit dem Problem der „HJ-Generation“. Sie selbst haben die Bedeutung dieser Generation für die Realität der Bundesrepublik herausgestellt; ihre Wichtigkeit für die *unterschiedlichsten* Haltungen hinsichtlich der NS-Zeit liegt tatsächlich auf der Hand. Dies wurde übrigens von all jenen betont, die im Februar 1986 an einem vom

Wissenschaftskolleg zu Berlin organisierten Seminar über deutsche Geschichtserinnerung an die NS-Zeit teilnahmen, bei dem Sie leider nicht anwesend sein konnten²². Dort wurde überwiegend von deutschen Teilnehmern auf die erhebliche Bedeutung der HJ-Erfahrung und ihre vielfältigen Folgeerscheinungen hingewiesen. Meine eigenen Überlegungen haben mich in dieser Frage zu einer vergleichenden Perspektivenwahl geführt – ausgehend von der der deutschen Altersgruppe äquivalenten Generation auf seiten der Opfer. Beiden ist eins zumindest gemeinsam: Sie sind die letzten im aktiven Leben stehenden Gruppen, die noch eine deutliche Erinnerung an die Nazi-Zeit vorweisen können. Schon allein aus diesem Grunde haben Angehörige dieser Gruppen ihre persönliche Erinnerung mit dem zu konfrontieren, was ihnen als eine Verschiebung der kollektiven Repräsentanz in ihrer jeweiligen Umgebung erscheinen könnte – ganz gleich, ob es sich nun um Deutsche, Juden oder um andere direkt Betroffene handelt. Darüber hinaus spüren sie öfters eine wachsende Dissonanz zwischen ihren eigenen Erinnerungen und derjenigen ihrer äquivalenten Gruppe hinsichtlich der Konstruktion der jeweils anderen kollektiven Erinnerung (das trifft beispielsweise auch für Juden und Polen in ihrem gegenseitigen Verhältnis zu). Die Dissonanz zwischen persönlicher und gesellschaftlich gestifteter Erinnerung – sowohl in der eigenen wie auch im jeweils äquivalenten Kollektiv – ist, so nehme ich an, neben den verschiedenen wohlbekannten politischen-ideologischen Elementen einer der Gründe für die Schärfe der aktuellen Debatte. Dies gilt auch für den Historikerstreit und seine auffällige Intensität, zumal die übergroße Mehrheit der Beteiligten eben jener Generation angehört. (Obwohl ich sechs Jahre jünger bin als Sie, kann ich mich dennoch zu den Ausläufern dieser Gruppe zählen.) Innerhalb dieser Gruppe mag es in durchaus verschiedener, auch gegensätzlicher Weise zu Versuchen kommen, die Erfahrung nun endgültig festzulegen.

Was ich deutlich zu machen versuche, ist der Umstand, daß wir unauflösbar verfangen sind in einem Netz aus persönlichen Rückerinnerungen, allgemeiner gesellschaftlicher Konditionierung, angeeignetem fachlichen Wissen – und ständiger Versuche kritischer Distanzierung. Eigentlich ist es eine Selbstverständlichkeit, daß jeder Historiker schon definitionshalber mit solchen kontextuellen Problemen konfrontiert ist; bei begrenzten Forschungen vermag er sie einigermaßen zu bewältigen. Kommt es aber zur Gesamtdeutung, zumal in einem solch extremen Falle wie dem unseren, kann ich mir nicht recht vorstellen, wie unsere Generation sich dieses Kontextes einfach entledigen könnte, sosehr sie dieses auch wünscht; ich sage das aus eigener Anschauung, aus Beobachtungen, aber auch von einem theoretischen Standort aus. Was nun das Problem der Historisierung betrifft, so glaube ich davon ausgehen zu können, daß der Übergang aus einem mit erheblichen persönlichen *commitments* aufgeladenen Wissensbereich zu einer „rein wissenschaftlichen“ Geschichtsschreibung eine sowohl psychologische wie auch erkenntnistheoretische Illusion darstellt.

Sehr wesentlich scheint mir aber auch die Frage nach der Wahrnehmung des Nationalsozialismus seitens der nach uns folgenden Altergruppen zu sein. Ist deren

²² Das Protokoll der Diskussion befindet sich in der Bibliothek des Wissenschaftskollegs zu Berlin.

existentielle Teilnahme bezüglich jener Epoche geringer? Bleibt sie gar aus? Oder wird sie sich in Zukunft zu einer ganz distanzierten Wahrnehmung entwickeln? Überschreiten die Historiker dieser Altersgruppen jene Unterscheidungslinie zwischen einer existentiell gerichteten und einer völlig neutralisierten Perspektive? Ich kann dies letztendlich nicht recht glauben. Auch sie werden vielleicht in absehbarer Zukunft von existentiellen Besetzungen nicht frei sein. Christian Meier hat das unlängst sehr treffend formuliert: „Eben diesen Weg hinter die Schwelle zum ‚bloß noch Historischen‘ scheinen die zwölf Jahre von 1933–1945 nicht antreten zu wollen. Statt schattenhaft scheint diese Vergangenheit sogar immer größer und globaler zu werden, und sie ragt in unverminderter Lebendigkeit in unser Leben hinein.“²³ Gleiches gilt für die jüngere Generation aufseiten der Opferkollektive.

All dies macht den behaupteten Zusammenhang von vergehender Zeit und dem von den Auswirkungen der Nazi-Zeit abgelösten historiographischen Blick problematisch – und damit die beanspruchte Historisierung. Es gilt, was ein jüngerer Historiker, Wolfgang Benz, zum Ausdruck brachte: „Unbefangener Umgang und die nur wissenschaftlichem Interesse sich hingebende Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus als einer Ära deutscher Geschichte unter anderen scheint also doch noch nicht so leicht möglich. Nur der Abstand von 40 oder 50 Jahren macht die NS-Zeit noch nicht historisch.“²⁴ Was die zukünftige Entwicklung von Wahrnehmung und Erinnerung angeht, bin ich mir dieser Voraussage wiederum doch nicht so sicher. Es könnte auch ganz anders kommen ...

Lassen Sie mich nun mein zweites Thema ansprechen, einige polemische Aspekte Ihres letzten Briefes: Sowohl in meinen „Überlegungen“ wie auch in meinen Briefen habe ich ständig den Umstand mitbedacht, daß uns keine grundsätzlichen Gegensätze trennen; vielmehr diskutieren wir Probleme der Perspektivenwahl von freilich erheblicher Bedeutung. Keineswegs habe ich dabei Ihren deutlichen und ermutigenden Beitrag zum Historikerstreit²⁵ außer acht gelassen. Wenn in unserer Debatte dennoch einige Unstimmigkeiten offengeblieben sind, so können diese hier leicht ausgeräumt werden.

Der Gegensatz, den Sie zu Ende Ihres ersten Briefes zwischen der mythischen Erinnerung der Opfer und dem eher rationalen Zugang der deutschen Historiographie herstellten, schien mir doch unmißverständlich klar gewesen zu sein. Hingegen haben Sie in Ihrem letzten Brief deutlich gemacht, daß Sie zwischen Historikern *überhaupt* („deutsche und nicht-deutsche Historiker“) und der mythischen Erinnerung der Opfer andererseits unterscheiden. Ich bin froh, daß Sie dies jetzt so zum Ausdruck gebracht haben.

In meinem letzten Brief fand Ernst Noltes „Gegen-Mythos“ deshalb Erwähnung, weil – ungeachtet des grundsätzlichen Unterschiedes zwischen beiden Positionen

²³ Meier, S. 21.

²⁴ Wolfgang Benz, Die Abwehr der Vergangenheit, in: Diner (Hrsg.), S. 33.

²⁵ Martin Broszat, Wo sich die Geister scheiden. Die Beschwörung der Geschichte taugt nicht als nationaler Religionsersatz, in: Die Zeit vom 3. 10. 1986.

und Argumentationsweisen (eine Differenz im übrigen, die ich in meinen „Überlegungen“ gleich zu Anfang in aller Deutlichkeit herausgestrichen hatte) – die Aufforderung, das schwarz-weiße und moralisierende Bild der Geschichte der NS-Zeit nunmehr ohne irgendwelche Frageverbote und ohne jedwede „volkspädagogische“ Ziele anzugehen, tatsächlich einen gemeinsamen Ausgangspunkt sowohl konservativer wie auch eher fortschrittlich orientierter Historiker darstellt. Hans Mommsen hat das in seinem Artikel „Suche nach der ‚verlorenen Geschichte‘?“ hervorgehoben und Ernst Nolte ausdrücklich erwähnt²⁶. Insofern war meine Bemerkung ganz faktisch gemeint – und im übrigen stimme ich dem ja selbst zu.

Sie kritisieren, ich hätte Ihre Position neben Andreas Hillgrubers Darstellung der Ereignisse an der Ostfront 1944/45 gestellt. Sowohl in meinen „Überlegungen“ wie auch in meinem ersten Brief bezog ich mich auf Hermann Rudolphs Beitrag „Falsche Fronten“, ein Artikel, auf den wir uns beide berufen haben. Um gleich die Schwierigkeit zu unterstreichen, die Rudolph betont: Es ist nicht möglich, sich für Historisierung auszusprechen und sich gleichzeitig moralisch von der Art und Weise zu distanzieren, wie Hillgruber die Lage an der Ostfront schildert. Gerade in der Aufhebung von Distanz und dem moralischen Urteilen liegt ein Teil der Schwierigkeit von Historisierung, und gerade in „Zwischenlagen“ werden, so denke ich, einige wesentliche Probleme offenbar. Dies war im übrigen der einzige Grund, weshalb ich diesen Text erwähnte und schrieb, er sei so etwas wie ein Lackmus-Test für das Problem der Distanzierung und des moralischen Werturteils. Als ich mich ein weiteres Mal auf Hillgruber bezog (es ging um die „Lust am geschichtlichen Erzählen“), brachte ich nicht etwa zum Ausdruck, daß Sie „Lust an der historischen Erzählung“ anhand jenes Bereiches finden, den Hillgruber zu dem seinen erkoren hat, sondern ich fragte, wo im Rahmen jener Epoche so vorgegangen werden könnte.

Zu guter Letzt haben Sie zum Ausdruck gebracht, der Begriff der Historisierung sei zwar an sich unklar, nicht jedoch in seiner Anwendung in Ihrem „Plädoyer“. Solange aber der Begriff Historisierung an sich unklar und für Mißverständnisse offenbleibt, kann er auch im „Plädoyer“ nicht deutlich werden. Dennoch ist, so glaube ich, ein erhebliches Maß an Klärung durch unseren Austausch erreicht worden.

Abschließend möchte ich versuchen, einige unserer eher grundsätzlichen Differenzen zusammenzufassen, aber auch jenes zu betonen, was als Ergebnis eines nunmehr besseren Verstehens angesehen werden kann. Lassen Sie mich dabei das Problem des Gegensatzes der Durchsetzung des Politischen versus langfristiger sozialer Entwicklungen etc. ausklammern; lassen Sie mich auch das Problem der Periodisierung übergehen, obwohl beides für mich Hauptargumente waren und es auch weiterhin bleiben. Ich möchte mich hier eher dem Problem der Distanzierung, des Erzählens sowie der unterschiedlichen historischen Einschätzungen widmen, wie sie

²⁶ Hans Mommsen, Suche nach der „verlorenen Geschichte“? Bemerkungen zum historischen Selbstverständnis der Bundesrepublik, in: Merkur 40 (1986), S. 864–974.

gerade durch die gruppenmäßig verschiedenen Kontextuierungen hervorgebracht werden.

Zuerst das Problem der Distanz. Es besteht, so scheint es mir, eine fundamentale Differenz zwischen einer Normalität, die als ein langfristiger sozialer Prozeß bestimmt wird (etwa die äußeren Aspekte von Alltagsleben etc.), und der Wahrnehmung von Normalität. Wenn etwa im Kontext von objektiv definierten normalen Entwicklungen erhebliche Teile der Bevölkerung die kriminellen Anteile des Regimes wahrnehmen (also die vielleicht noch als zurückhaltend bezeichnbaren Verbrechen der frühen Jahre und erst recht die späteren kriminellen Handlungsweisen) und sich dennoch vom System nicht distanzieren – wobei es nicht auf die Art der Distanzierung ankommen soll –, so stellt das für den Nachkriegshistoriker doch so etwas wie ein Problem dar. Ich verstehe Ihren Wunsch nach Differenzierung sehr wohl und, dank unseres Austauschs, auch jenen Punkt, den Sie in Ihrem zweiten Brief zum Ausdruck brachten: die Notwendigkeit, die zeitgenössischen Deutschen zur Anerkennung ihrer Vergangenheit zu bringen, und zwar durch die Auflösung der traditionell gesetzten automatischen und pauschal distanzierenden Reaktion. Die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens ist nichtdestoweniger offenbar, weil dieses Unternehmen janusköpfig ist – sowohl auf der Ebene der Rezeption als auch der Interpretation.

Meiner Auffassung nach sind die Möglichkeiten historischer Erzählung in bezug auf den Nationalsozialismus eher begrenzt. Sie kann tatsächlich einen hohen Grad an plastischer Repräsentation dort erreichen, wo sie sich, wie Sie auf sehr interessante Weise in Ihrem dritten Brief deutlich machen, auf den Bereich der Normalität bezieht; problematisch wird sie freilich dann, wenn sie sich der anderen Seite des Ereignisspektrums widmen will. Nebenbei: Sogar im Bereich der Normalität verwandelt sich das Bild des einfachen „Mitläufers“ in so etwas wie ein Stereotyp – ein Stereotyp, das wohl zum Charakteristischsten der NS-Zeit gehört. Tatsächlich sind, nähert man sich dieser Epoche, Stereotype nur schwer zu vermeiden. Dies mag damit zusammenhängen, daß man implizit oder explizit dazu neigt, jeden Einzelfall einer allgemeinen Kategorie politisch-moralischen Handelns zuzuordnen. Eine solche Zuordnung ist freilich unvermeidbar angesichts eines Systems, das durch massive Bereiche höchster Kriminalität gekennzeichnet ist.

Wie auch immer – wenn man den Bereich von Normalität und Scheinnormalität verläßt und die Sphäre der verschiedenartigen kriminellen Dimensionen des Regimes beschreitet, dann wird die konkret-plastische Beschreibung im engeren Sinne eigentlich höchst schwierig. Man kann sich fast nur an die Dokumente halten. Jüngst las ich etwa Günter Schwarbergs Buch „Der SS-Arzt und die Kinder“²⁷, das beschreibt, wie etwa zwanzig jüdische Kinder im Alter von fünf bis zwölf Jahren aus ganz Europa zum Zwecke medizinischen Experimentierens zusammengebracht worden waren. Nach Abschluß der Versuche wurden die Kinder im Keller der Bul-

²⁷ Günter Schwarberg, *Der SS-Arzt und die Kinder. Bericht über den Mord vom Bullenhuser Damm*, Hamburg 1979.

lenhuser Damm-Schule in Hamburg gehenkt. Auf dieser Stufe des Horrors sind meiner Auffassung nach keine Beschreibungen möglich; und wenn man dies als ein Beispiel für Abertausende nimmt und den Weg in Richtung von Beschreibung der Normalität beschreitet, dann wird unmittelbar klar, mit welchen Schwierigkeiten eine „Gesamtdarstellung“ behaftet ist. Insofern bedarf es eigentlich eines neuen Zugangs in der historischen Beschreibung, eines Zugangs, den wir bislang in unserer historiographischen Arbeit noch nicht recht gefunden haben. Eigentlich besteht hier ein Paradox: Bevorzugt man die narrative Vorgehensweise, dann sollte sich der Historiker normalerweise so gut wie nur möglich in die Ereignisse einfühlen, die er beschreibt, um ihnen wirklichkeitsgemäße Plastizität zu verleihen. Doch wenn wir uns dem Bereich der nationalsozialistischen Kriminalität nähern, dann wäre es eher Pflicht des Historikers, den Versuch ihrer Visualisierung zu *unterlassen*; er sollte sich besser damit begnügen, das Ereignis bloß zu dokumentieren. Solches Paradox mag aus einer ungewöhnlichen Perspektive heraus verdeutlichen, welches die Schwierigkeiten der Historisierung sein können.

Abschließend das Problem der sich auseinanderbewegenden Schwerpunktsetzungen: Eine Geschichtsschreibung, die die Normalität des Alltages, die Kontinuitäten gesellschaftlicher Prozesse etc. betont, verfolgt nicht nur einen rein theoretischen Weg, sondern – und das ist eine Binsenweisheit – rekonstruiert für den Leser und damit für die deutsche Gesellschaft eine Kontinuität historischer Selbstwahrnehmung – nicht auf der Ebene der politischen Institutionen, wohl aber auf der Ebene der gesellschaftlichen Entwicklung und des Alltagslebens. Obwohl dies völlig verständlich ist, wird diese Perspektive erheblich von derjenigen abweichen müssen, die zu einer anderen Gruppe und vor allem zu derjenigen der Opfer gehört. Geradezu definitionsgemäß setzen wir in der allgemeinen Beschreibung jener Epoche nicht dieselben Schwerpunkte. Das, was als „Horizontverschmelzung“ verstanden werden könnte, ist nicht in Sicht. Und mehr noch: Wir haben noch gar nicht recht in Richtung des doch sehr neuen Problems des historischen „Grenzereignisses“ gedacht. Meiner Auffassung nach ist Auschwitz ein solches „Grenzereignis“: etwas nicht unbedingt Singuläres, aber doch zuvor Ungeschehenes, etwas – um auf Jürgen Habermas' Worte zurückzukommen, die ich in meinem letzten Brief zitierte –, das an „eine tiefe Schicht der Solidarität zwischen allem [rührt], was Menschenantlitz trägt“. Deshalb bleibt das Problem des „Focus“ im Verhältnis zu einer Gesamtdarstellung der Epoche für mich ein ungelöster theoretischer Aspekt, der weit über das hinausgeht, was als unterschiedliche Gruppenperspektive betrachtet werden kann.

Lieber Herr Broszat, wir nähern uns dem Schluß unserer Debatte über die Historisierung des Nationalsozialismus. Lassen Sie mich hier wiederholen, daß ich selbstverständlich dafür bin, die NS-Zeit in all ihren vielfältigen Dimensionen verstehen zu lernen, so gut wie wir es nur vermögen, mit allen uns zur Verfügung stehenden Methoden und ohne irgendwelche Frageverbote. Unsere Differenz hinsichtlich der Perspektivenwahl wird erst dann relevant, so nehme ich an, wenn alles andere längst ausgeschöpft worden ist. Welche Ergebnisse das historische Bemühen hinsichtlich jener Periode in einigen Jahrzehnten zeitigen wird, weiß heute keiner von uns.

Zuvor erwähnte ich den paradoxen Effekt verstrichener Zeit für das aktuelle Bewußtsein von dieser Periode, aber ich deutete auch an, daß mir in dieser Hinsicht noch ganz andere Gedanken durch den Kopf gehen. Wie Sie bin auch ich über die erheblichen Vereinfachungen in der Darstellung des Holocaust betrübt. Dem können wir nur die eigenen wissenschaftlichen Standards entgegenhalten. Und doch scheint mir der gegenläufige Trend beängstigender zu sein: Es kann durchaus geschehen, daß schon in ganz kurzer Zeit die Erosion der NS-Epoche im kollektiven Bewußtsein erheblich fortschreiten wird. Öfters deutet sich mir die Vorstellung an, daß unter der rührigen Hand des zukünftigen Historikers die normalen Anteile des Bildes von der Nazi-Zeit übergewichtig werden; ihre Bedeutung wird anwachsen. Zwischenkategorien der Darstellung, die gerade noch genug von jenen substantiellen Elementen enthalten, die für das Regime doch charakteristisch waren, werden in der Wahrnehmung zu den dominierenden werden – und dies nicht etwa, weil jedes Bewußtsein die Schrecken der Vergangenheit verschwinden lassen möchte, sondern weil das menschliche Erinnerungsvermögen durchaus einer Tendenz zu erliegen neigt, die nichts mit nationalen Besonderheiten zu tun hat: Es zieht das Normale dem Abnormalen, das Verstehbare dem schwer Verstehbaren, das Vergleichbare dem Schwervergleichlichen, das Erträgliche dem Unerträglichen vor.

Mit den besten Grüßen
Ihr
Saul Friedländer